



# Traumapädagogische Überlegungen zur Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem

Marc Schmid

**Modul 4:** Traumapädagogische Kooperationsstrukturen

**Lerneinheit 4:** Eltern- und Biographiearbeit

[traumapaedagogik.elearning-kinderschutz.de](http://traumapaedagogik.elearning-kinderschutz.de)

---



# Inhalt

1	Einleitung.....	3
2	Misshandlung und Vernachlässigung im Kontext der Familie.....	5
2.1	Kindesvernachlässigung und Misshandlung aus multisystemischer Perspektive .....	5
2.2	Transgenerationalität und Mehrgenerationenperspektive .....	6
2.3	Haltung zum Herkunftssystem -Elternarbeit als sicherer Ort.....	7
2.4	Systemische Traumareaktionen.....	11
3	Allgemeine Überlegungen zur Elternarbeit bei außerfamiliären Platzierungen....	14
3.1	Die Loyalitätsbindungen eines Kindes im Rahmen der Fremdplatzierung....	18
3.2	Bedeutung eines gemeinsamen Narrativs.....	19
4	Mehrgenerationenperspektive und Psychoedukation – Nutzen der Erkenntnisse der Psychotraumatologie .....	21
5	Wahrung des sicheren Ortes und Umgangsregelungen.....	24
6	Umgang mit elterlicher Schuld:.....	27
7	Biographiearbeit:.....	29
8	Wenn ein Einbezug der Eltern möglich ist.....	32
8.1	Einbezug in den Alltag.....	32
8.2	Familietherapeutische Interventionen.....	33
8.3	Grenzen des Elterntrainings - Videobasierte Interventionen.....	34
9	Fazit.....	36

„An seinen Vorfahren kann man nichts mehr ändern, aber man kann beeinflussen,  
was aus seinen Nachkommen wird.“

*Françoise de la Roche-Frocourt*

# 1 Einleitung

Die Zusammenarbeit mit den Eltern von durch elterliche Vernachlässigung und Misshandlung komplex traumatisierten Kindern ist in vielfacher Weise herausfordernd. Die Thematik der Schuld von Misshandlung und Vernachlässigung durch die Eltern steht immer im Raum, was die Beziehungsgestaltung zu den Eltern erschwert, insbesondere wenn die Elternberatung nicht strukturell von der Arbeit mit dem Kind getrennt werden kann und eine sehr positive Beziehung/Übertragung der Beraterin bzw. des Beraters zum Kind besteht. Hier können heftige Emotionen wie Wut oder Ekel gegenüber den Eltern und der Wunsch, das Kind vor seinen Eltern zu beschützen, entstehen. Es hat oberste Priorität, die Sicherheit des Kindes zu gewährleisten. Trotzdem wird man ohne Wertschätzung der Bedeutung der biologischen Eltern in der Arbeit mit dem Kind in der Regel keinen nachhaltigen Erfolg haben. Selbst wenn das Kind nie Kontakt zu seinen Eltern hatte, trägt es deren Gene und wird Ähnlichkeiten zu ihnen aufweisen, die es integrieren und wertschätzen muss, um sich selbst akzeptieren zu können. Oft verschlechtert sich beispielsweise das Verhältnis von Müttern und Söhnen, wenn sich die Mütter schon früh von den aggressiven, gewalttätigen Vätern getrennt haben, in der Pubertät rapide, wenn die Söhne ihren Vätern immer ähnlicher werden.

Um mit misshandelnden und vernachlässigenden Eltern beratend bzw. familientherapeutisch arbeiten zu können, müssen psychosoziale Helferinnen und Helfer oft auf einem sehr schmalen Grat wandeln, der eine komplexe Balance zwischen Elternrecht und Kinderschutz sowie Risikoabschätzung und Ressourcenorientierung erfordert. Zum Alltag des Kinderschutzes gehört auch die Ambivalenz zwischen dem aufrichtigen Verständnis für die Verzweiflung der Eltern, für den „guten Grund“ für ihre Überforderung einerseits und dem Setzen von klaren Grenzen und dem Pochen auf sofortige Veränderungen im Verhalten der Eltern andererseits. Auch das Benennen von Konsequenzen beim Nichteinhalten eines aufgestellten Sicherheitsplanes zählt zu den Herausforderungen der Elternarbeit im Kinderschutz. In kaum einem anderen Bereich der Beratung und Psychotherapie wird eine derart schnelle Veränderung des Verhaltens der Klientinnen und Klienten eingefordert. Die Elternarbeit in der Heimerziehung ist ein oft vernachlässigtes Thema. Dies überrascht, da es doch sehr viele Forschungsbefunde gibt, die zeigen, dass eine gute Auftragsklärung und Indikationsstellung mit dem Herkunftssystem wesentlich zum Erfolg der Maßnahme beiträgt (z. B. Macsenaere & Knab, 2004; Macsenaere & Esser, 2012; Baur, 1998). Die Ergebnisse der Jugendhilfeeffekte-Studie belegten, dass die Heimerziehung eine sehr effektive kindbezogene Hilfe ist, dass sich aber allein durch die Heimerziehung der Kinder bei den Eltern, außer der Entlastung von Erziehungsaufgaben, nur wenige Veränderungen zeigen. Dies bedeutet, dass es für erfolgreiche Rückführungen essentiell ist, auch Kompetenzen bei den Eltern aufzubauen, eltern- und kindzentrierte Hilfe miteinander

zu kombinieren und besser zu koordinieren (Mascenaere & Knab, 2004; Schmid et al., 2008).

Außerdem weiß jeder, der die Praxis der Heimerziehung kennt, dass die Eltern sich ihren Raum und ihre Zeit, also auch die Energie der sozialpädagogischen Fachkräfte, auf die eine oder andere Art und Weise holen. Werden die Eltern nicht möglichst früh aktiv beteiligt, tauchen diese nicht selten plötzlich an anderer Stelle auf und drängen auf Umgang mit den Kindern, passen diese auf dem Schulweg ab oder drohen beispielsweise mit Rechtsanwälten oder ihren Freunden aus dem Motorradclub etc.. Deshalb ist es sinnvoll, dass die Elternarbeit von den Fachkräften strukturiert und proaktiv gestaltet wird und die Eltern, sofern irgendwie möglich, gezielt in die Hilfeplanung einbezogen werden, auch wenn ihr Sorgerecht eingeschränkt ist. Dabei ist anzumerken, dass bei der Mehrzahl der fremdplatzierten Kinder und Jugendlichen das Sorgerecht vollständig oder in Teilen bei den leiblichen Eltern verbleibt (Schmid, 2007). Sie sind daher von entscheidender Bedeutung für die Hilfeplanung. Nach § 34 des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (SGB VIII) hat die Heimerziehung stets die Aufgabe, entweder auf eine Rückführung des Kindes in sein Familiensystem, die Überführung in ein Pflegeverhältnis oder auf eine Verselbständigung hinzuarbeiten (Wiesner, 2015). Die Praxis zeigt allerdings, dass Rückführungen selten in das Herkunftssystem erfolgen, sondern häufig in eine neue veränderte Familienkonstellation. Fremdplatzierungen erfolgen oft, wenn sich die elterliche Beziehung in einer Krise und einer Trennung befindet oder ein hoch belasteter alleinerziehender Elternteil den Bedarfen des Kindes nicht mehr nachkommen kann. Eine Rückführung wird oft dann erwogen und eingeleitet, wenn der sorgeberechtigte Elternteil in einer neuen Partnerschaft lebt und sich der psychische Zustand sowie die Lebenssituation etwas stabilisiert haben (Blandow, 1989).

Im folgenden Beitrag werden daher neben Informationen zur Vernachlässigung, Misshandlung und Missbrauch im familiären Kontext, allgemeinen Überlegungen bzgl. der Elternarbeit im stationären Setting auch einige sehr spezifische Aspekte der Elternarbeit im traumapädagogischen Kontext aufgezeigt.

## 2 Misshandlung und Vernachlässigung im Kontext der Familie

### 2.1 Kindesvernachlässigung und Misshandlung aus multisystemischer Perspektive

80% aller traumatischen Erfahrungen von Kindern ereignen sich in ihren Familien (Pillhofer et al. 2011, Euser et al., 2013). Die besondere Problematik von innerfamiliärer Misshandlung ist, dass die Eltern-Kind-Bindung ein sehr hohes Gut ist, welches von der Evolution eigentlich gut geschützt wird, so dass Eltern extrem belastet sein müssen, um ihren Nachwuchs nicht optimal zu versorgen oder gar zu misshandeln und zu verletzen.

Werden Fälle von Kindesmisshandlung und -vernachlässigung analysiert, stellt man sehr schnell fest, dass sich in den betroffenen Familiensystemen oft viele biologische und psychosoziale Risikofaktoren akkumulieren, weshalb es Sinn ergibt, dieses Geschehen multifaktoriell zu betrachten (Swenson & Schaeffer, 2012; Euser et al., 2013). Einen Überblick gibt die folgende Abbildung.

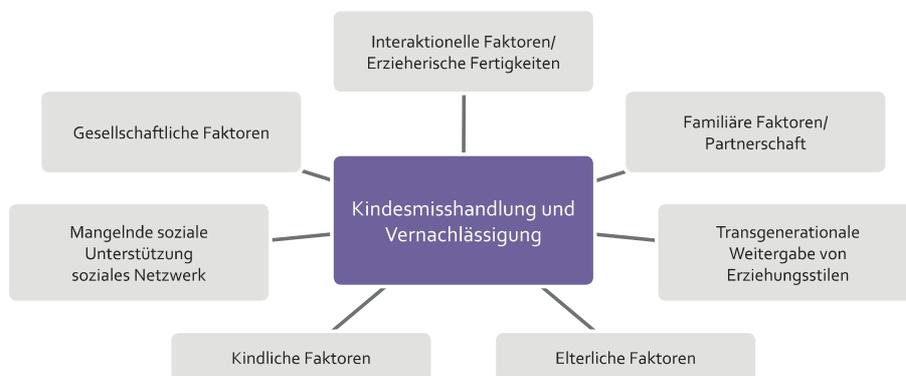


Abbildung 1: Multifaktorielle Betrachtung von Kindesmisshandlung und Vernachlässigung (Swenson et al., 2008)

Gesellschaftliche Faktoren spielen eine nicht unerhebliche und leider sowohl in der Forschung und Politik oft unterschätzte Rolle für den Kinderschutz. Zwar lassen sich in allen gesellschaftlichen Schichten Vernachlässigung, körperliche und emotionale Misshandlung nachweisen, das Risiko für körperliche Misshandlung steigt aber exponentiell mit der Zahl der psychosozialen Risikofaktoren, wie z. B. Armut, soziale Isolation

und beengte Wohnverhältnisse, an (Euser et al., 2013). Interessant ist, dass laut epidemiologischer Studien aus den USA eine finanzielle Entlastung von Familien mittelfristig zu einer Reduktion der externalisierenden Verhaltensprobleme führen kann (Costello et al., 2001).

Die höheren Misshandlungsraten bei Familien mit Migrationshintergrund lassen sich nicht allein mit psychosozialen Belastungen erklären, vermutlich spielen auch andere kulturelle Einstellungen zur körperlichen Gewalt als Mittel der Erziehung eine Rolle. Zudem kann die Migration als solche und das Aufwachsen der Kinder und Jugendlichen zwischen zwei Kulturen einen ganz spezifischen Risikofaktor für häusliche Eskalationen darstellen (Euser et al., 2013). Sehr traditionelle, in ihrer Kultur verankerte Familien, werden durch die Migration auch plötzlich mit ganz spezifischen Themen konfrontiert, die die soziale Problemlösungskompetenz der Familien und die Erziehungskompetenz der Eltern rasch überfordern können (z. B. Tochter verliebt sich in einen Deutschen). Eine kluge und erfolgreiche Integrationspolitik kann somit auch einen Beitrag zum Schutz vor körperlicher Misshandlung leisten.

Soziale Isolation und ein nicht ausreichender Zugang zu psychosozialen Hilfen ist ebenfalls bei vielen betroffenen Familien zu beobachten (Hefti et al., 2016; Schmid et al., 2008). Misshandelnde Eltern verfügen natürlich über wesentlich weniger Erziehungskompetenzen und über ein eingeschränktes Repertoire, sich in ihre Kinder einzusetzen und Konflikte verbal zu lösen (Heinrichs et al., 2008).

Die elterliche Beziehung ist in Misshandlungsfamilien ebenfalls stärker belastet (Widom et al., 2014), häufiger dysfunktional, und die Trennungsraten sind in diesen Familien besonders hoch. Sehr häufig gehen Misshandlungen der Kinder auch mit häuslicher Gewalt einher (Schrötle & Müller, 2004). Gehäuft finden sich schwere Misshandlungen und sexuelle Übergriffe in Stieffamilien mit rasch wechselnden Partnern (Pryor, 2014). Nicht zu vernachlässigen ist, dass es auch Faktoren in der Entwicklung und dem Verhalten des Kindes gibt, welche das Risiko für elterliche Misshandlung erhöhen. Kinder, die selbst Probleme in der Selbststeuerung oder Entwicklungsdefizite haben, sind stärker gefährdet (Ouyang et al., 2008; Zand et al., 2014). Das Modell von Swenson & Schaeffer (2012) ist die Grundlage für die Multisystemische Therapie Kinderschutz (MST CAN), welches eine der hoffnungsvollsten ambulanten Interventionen zum Kinderschutz ist (Rhiner et al., 2012; Swenson et al., 2010).

## 2.2 Transgenerationalität und Mehrgenerationenperspektive

Mehrere Studien zeigen auf, wie maladaptive Erziehungspraktiken von Generation zu Generation weitergegeben werden (Weaver et al., 2008; Widom et al., 2013, 2015; Ertem et al., 2000), und wie das Risiko für die Misshandlung der eigenen Kinder

ansteigt, wenn Eltern in ihrer Kindheit Vernachlässigung und Missbrauch erfahren haben (Pears & Capaldi, 2001; Ertem et al., 2000). Reviews und Meta-Analysen zur transgenerationalen Weitergabe von Misshandlungs- und Vernachlässigungserfahrungen zeigen, dass das relative Risiko für die Misshandlung der eigenen Kinder um das bis zu 12,6-fache ansteigt, wenn die Eltern selbst eine Misshandlungsvorgeschichte haben (Überblick bei Ertem et al., 2000; Widom et al., 2015; Thornberry et al., 2012). Eine aktuelle, viel beachtete Studie weist aber auch darauf hin, dass diese Studiendesigns den Zusammenhang wegen methodischer Probleme oft überschätzen, da nur Opfer untersucht werden (Widom et al., 2015).

Verschärfend hinzu kommt, dass sich Frauen aus Elternhäusern mit häuslicher Gewalt mit einer 4-10 mal höheren Wahrscheinlichkeit ebenso gewalttätige Partner suchen (Bensley et al., 2003).

Aktuelle und interessant designte Studien zeigen zunehmend, wie die **traumatischen Belastungen** der Eltern die Psychopathologie ihrer Kinder vorhersagen (Kaess et al., 2013). Die Gründe hierfür sind vielschichtig. Einerseits weisen traumatisierte Eltern allgemein im Umgang mit ihren Babys tendenziell weniger Feinfühligkeit auf, andererseits sind in Situationen, in denen das Kind nicht sofort zu beruhigen ist, dissoziative Reaktionen zu erkennen, die das Kind wiederum verunsichern und die Beruhigung erschweren (Schechter et al., 2007). Mehrere Studien mit traumatisierten Eltern zeigen jedoch, dass die elterliche Feinfühligkeit und Erziehungsfertigkeiten für die gesunde Entwicklung des Kindes entscheidender sind als die elterliche Symptomatik (Roth et al., 2015).

## 2.3 Haltung zum Herkunftssystem -Elternarbeit als sicherer Ort

„Eltern sind auch Menschen.“

*Reinhart Lempp*

Eine traumapädagogische Haltung und das Konzept des „sicheren Ortes“ mit innerer und äußerer Sicherheit kann und soll natürlich auch auf die Interaktion mit allen Menschen, also auch den Eltern, die ihre Kinder vernachlässigen und misshandeln, angewendet werden. Dies bedeutet, dass die Sicherheit und Selbstwirksamkeit der Mitarbeitenden, der Eltern und der Kinder in den Mittelpunkt gestellt werden und Strukturen für die Zusammenarbeit mit dem Elternsystem entwickelt und etabliert werden müssen, die diese unterstützen. Eine traumapädagogische Elternarbeit und das Konzept des „sicheren Ortes“ stellt für die leiblichen Eltern eine erhebliche Herausforderung

rung dar. Denn es bedeutet, dass man sich den Tatsachen stellt, dass man als Eltern den „sicheren Ort“ nicht immer garantieren konnte, und dass man als Eltern bereit ist, die Verantwortung dafür zu übernehmen. Damit Eltern einen solchen Prozess machen können, brauchen sie selbst einen sicheren Ort und eine Beziehung zu einer Fachkraft, die sie nicht verurteilt und der sie vertrauen. Für hoch belastete Eltern kann eine traumapädagogische Platzierung ihres Kindes eine Chance sein, selbst von „sicheren Orten“ und den Erkenntnissen der Psychotraumatologie in der Elternarbeit zu profitieren. Es bedeutet aber auch, sich seiner elterlichen Verantwortung zu stellen, sich auf einen solchen Prozess einzulassen und unter Umständen auch zu akzeptieren, dass man selbst und die elterliche Wohnung etc. ein auslösender Reiz für belastende Erinnerungen beim Kind sein kann. Wenn dies akzeptiert wird und zudem realisiert wird, dass solche Veränderungen ihre Zeit brauchen, bietet ein solcher Prozess für Eltern eine hervorragende Chance für eine Neudefinition der Eltern-Kind-Beziehung. Es ist gut, frühzeitig zu klären, wie man anhand des sicheren Ortes Umgangsregelungen gestaltet, und dies vielleicht auch gemeinsam zu dokumentieren, um etwas in der Hand zu haben, auf das später rekurriert werden kann.

Sehr wichtig ist es, immer offen und transparent mit Eltern über solche heiklen Themen zu sprechen und stets mit dem Kindeswohl zu argumentieren. An dieser Stelle nicht offen zu sein und andere Gründe für das Aussetzen von Umgangsregelungen etc. vorzuschieben, wird sich sofort rächen. Traumatisierte Menschen haben ein so feines Gespür für die Wahrheit und Unwahrheit, dass jeder Versuch, mit einer Halbwahrheit durchzukommen, zum Scheitern verurteilt ist.

Wenn man den Eltern mit einer traumapädagogischen Haltung, d.h. mit unbedingter Wertschätzung, dem Wissen um einen guten Grund, Transparenz und Partizipationsmöglichkeiten begegnet, ist dies für sie oft ungewohnt und eine neue positive Beziehungserfahrung. Viele Eltern haben bisher vor allem Kritik und Druck von professionellen Helferinnen und Helfern erfahren, sie haben häufig einen sehr niedrigen Selbstwert als Mensch und insbesondere als Eltern. Elterngespräche sind für sie tendenziell eher eine Belastung und führen zu Anspannung und Unsicherheit, welche traumatische Reaktionsmuster wie Beschwichtigen, Bekämpfen, Vermeidung und Fluchtimpulse begünstigen.

Dies kann auch einer der Gründe sein, warum im Bereich des Kinderschutzes und der Inobhutnahme immer wieder Situationen entstehen können, in denen Elterngespräche eskalieren und Eltern Mitarbeitende bedrohen oder gar angreifen. Der Aspekt des „sicheren Ortes“ ist also zum einen wichtig, um die Anspannung der Eltern zu reduzieren und Abwehrmuster zu durchbrechen. Zum anderen betrifft er die Sicherheit der Mitarbeitenden, insbesondere wenn diese mit Eltern arbeiten, die gewaltbereit sind und die man noch nicht ausreichend gut kennt. Für Mitarbeitende kann der äußere „sichere Ort“ deshalb auch bedeuten, dass vor Elterngesprächen reflektiert wird, was

man selbst braucht, um sich sicher zu fühlen. Ist der Raum so eingerichtet, dass im Falle einer Eskalation ein Fluchtweg möglich ist? Manche Stellen haben auch Möglichkeiten, im Ernstfall einen Alarm am Tisch auszulösen. Es kann aber auch sinnvoll sein zu reflektieren, welche Rahmenbedingungen benötigt werden, um mit sich und den Eltern sicher zu sein (z. B. Ist es besser das Gespräch zu zweit zu führen? Sollte ich zu einem Termin einladen, wenn noch andere Mitarbeitende im Haus sind? Welche Themen stehen an, wie werden die Eltern darauf reagieren?).

Innere Sicherheit im Zusammenhang mit Elterngesprächen bedeutet, dass die Mitarbeitenden sich sicher fühlen mit ihren Gesprächsführungstechniken und den Zielen, die die eigene Institution, vielleicht das Kind, die Eltern und die zuweisende Behörde mit den Elterngesprächen verbindet. Um mit schwer traumatisierten Eltern zu arbeiten, ist es von großem Vorteil, wenn viele Gesprächsführungstechniken und Haltungen verinnerlicht werden. Falls man klare Konflikte bereits antizipieren kann, zum Beispiel weil Änderungen bei der Umgangsregelung gewünscht werden, welche dem Kindeswohl entgegenstehen, empfiehlt es sich, Gespräche zu zweit zu führen und sich vorher abzusprechen. Die Fachkraft, die regelmäßig mit den Eltern arbeitet, kann so in einer unterstützenden Rolle bleiben, während eine andere ihre Zweifel anmeldet und Grenzen setzt. Im günstigsten Fall können die Fachkräfte dann einen Kompromiss vor den Augen der Familien bzw. mit dieser gemeinsam aushandeln (Schmid & Libal, 2010).

Sichere strukturelle Rahmenbedingungen, wie ein zentral gelegener Raum mit einem angenehmen Empfang und Wartezimmer, sind von Vorteil. Der Raum sollte einerseits in ausreichender Entfernung von der Wohngruppe sein, so dass Eltern und Kind sich nicht zwangsläufig sehen müssen oder zufällig begegnen. Andererseits sollte es eine solche Nähe zu anderen besetzten Büroräumen haben, dass Notfallsignale gegebenenfalls gehört werden und unmittelbar interveniert werden kann. Der Raum sollte zweckmäßig für solche Gespräche eingerichtet sein. Eltern und Mitarbeitende sollten sich während des Gespräches wohlfühlen und entspannen können. Es sollte aber dennoch eine Arbeitsatmosphäre gewahrt werden (z. B. eher bequeme Besprechungstühle als tiefe Sofas). Störungen durch Telefon, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Kinder sollten unbedingt vermieden werden. Auch die Räume für die Elternarbeit sollten warm und angenehm gehalten sein (z.B. Gestaltung mit beruhigenden Farben und Pflanzen) so dass Eltern auch dort die Ideen eines traumapädagogischen Milieus unmittelbar erfahren können.

Für die Eltern bedeutet der sichere Ort eine angenehme Atmosphäre, in der man ihnen mit einer förderlichen traumapädagogischen Haltung begegnet und sie nicht verurteilt. Folgende Annahmen bzw. grundsätzliche Haltungsthemen können im Rahmen der traumapädagogischen Arbeit mit dem Herkunftssystem förderlich sein und dazu führen, dass sich Eltern an einem sicheren Ort fühlen:

- ▶ Eltern wollen das Beste für ihre Kinder.
- ▶ Eltern sind die wichtigsten Menschen für ihre Kinder.
- ▶ Eltern bleiben Eltern, auch wenn die Kinder von anderen Menschen erzogen werden und die Kinder für sie wichtige Beziehungen zu diesen Menschen aufbauen.
- ▶ Kinder können ohne die Erlaubnis der Eltern keine sichere Beziehung zu anderen Menschen aufbauen, da sie sich sonst in einem Loyalitätskonflikt befinden.
- ▶ Eltern wollen gute Eltern für ihre Kinder sein – es ist schwer zu erkennen und emotional zu verarbeiten, dass dies nicht wie gewünscht gelingt.
- ▶ Eltern, die ihre Kinder vernachlässigen und misshandeln, müssen selbst sehr belastet sein und haben oft ebenfalls eine Geschichte von Vernachlässigung und Misshandlung.
- ▶ Eltern können nur das an ihre Kinder weitergeben, was sie selbst bekommen haben – wir müssen sie versorgen, so dass sie den Kindern etwas geben können.
- ▶ Traumatisierte und vernachlässigte Eltern müssen viele Erziehungsfertigkeiten neu und sehr konkret und verhaltensnah lernen und brauchen dabei Unterstützung.
- ▶ Psychosoziale Hilfen müssen Eltern einbinden, aktivieren und deren Ressourcen fördern.
- ▶ Eltern holen sich so oder so ihre Zeit – weshalb es besser ist, die Elternarbeit proaktiv zu gestalten und ausreichend Ressourcen dafür einzuplanen.

Die entscheidende strukturelle Frage bei der Einbindung der Eltern ist häufig zu Beginn einer Maßnahme zu stellen, wenn die Eltern und deren Einfluss auf das Kind noch nicht gut eingeschätzt werden können („Wer macht was in der „Elternarbeit?“, „Wer schätzt das Risiko ein und bereitet Beurlaubungen vor und nach?“). Aufgrund der heftigen Gegenübertragungsbeziehungen und den großen Loyalitätskonflikten, in denen sich die Kinder befinden, ergibt es in der Regel Sinn, anfangs die Elternarbeit von der direkten Arbeit mit dem Kind zu trennen, aber einen sehr engen und unmittelbaren Informationsfluss sicher zu stellen. Meist ist es sinnvoll, dass jemand aus dem Fachdienst oder der pädagogischen Leitungsebene die Elternarbeit übernimmt und die Besuchskontakte vor- und nachbereitet. Vom Kind sollten sich aber auch die Bezugspersonen, die es auf der Wohngruppe in Empfang nehmen, von der Beurlau-

bung berichten lassen. Auch für Pflegefamilien kann eine solche neutralere Stelle bei der Entlastung von der Elternarbeit sehr hilfreich sein.

Wenn die Eltern in einen guten, überdauernden Prozess einsteigen, können Absprachen über die Wochenenden und Besuche auch mehr und mehr über die Wohngruppen erfolgen, und die Eltern können zunehmend in die positiven gemeinsamen Aktivitäten, Festlichkeiten etc. eingebunden werden.

## 2.4 Systemische Traumareaktionen

Die systemische Theorie geht davon aus, dass ein gravierendes belastendes Ereignis (z. B. ein schwerer Unfall), das ein oder mehrere Familienmitglieder betrifft, das Familiensystem aus dem Gleichgewicht bringt. In der Regel erhöht sich der Zusammenhalt in der Familie, und es werden Ressourcen aktiviert, um die Folgen dieses Ereignisses bewältigen zu können. Familien können durch die gewachsenen Vertrauensbeziehungen zwischen den betroffenen Familienmitgliedern oft erfolgreich helfen und stellen eine wichtige Ressource dar (Figley, 1989; Maercker et al., 2008; Steil & Rosner, 2009). Die Familienmitglieder bemerken Verhaltensveränderungen in der Regel als erste und können diese ansprechen und für die Inanspruchnahme von Hilfen motivieren (Figley, 1989). Familienmitglieder können Verhaltensänderungen auch leicht mit traumatischen Erlebnissen in Verbindung setzen und unmittelbare Hilfe zur Bewältigung der Traumafolgestörungen im Alltag leisten. Normalerweise erfahren sie von traumatischen Erlebnissen, insbesondere von Monotraumen wie Unfällen etc. als erste und können helfen, das Erlebte emotional zu validieren, Gedanken zu sortieren und somit vermeiden, dass irrationale Schuldgefühle entstehen, oder diese reduzieren (Figley, 1989; Lempa, 2000).

Wenn die Ereignisse sehr gravierend sind, und die Ressourcen des Familiensystems überfordern, zeigt sich auch auf der Familiensystemebene eine Traumareaktion mit Erstarrung und Dissoziation, Kampf und Fluchtreaktionen. Wendet man das Bild des Mobiles als zentrale Metapher der systemischen Familientherapie für die Organisation von Beziehungen an, kann man sagen, dass Belastungen das Mobile heftig anstoßen, traumatische Erlebnisse es aber erstarren lassen (Korritko & Pleyer, 2010).

Korritko und Pleyer (2010) beobachten bei traumatisierten Familien folgende Muster der Erstarrung in der Familieninteraktion:

1. Beim Trauma stehen bleiben: D.h. die Familie entwickelt sich nach einem traumatischen Erlebnis nicht weiter und bleibt in ihrer Entwicklung stehen, z. B. wird nach dem Tod eines Familienmitgliedes sein Zimmer unverändert beibehalten.

2. Nicht darüber reden: Die Familie vermeidet jegliche Konversation über das Trauma und installiert Rituale und Familienregeln, um zu vermeiden, dass über Themen, die mit dem Trauma assoziiert sind, gesprochen wird („Man darf ihn/sie nicht aufregen“, „Das würde Mama nicht aushalten“, „Das würde Oma das Herz brechen“).
3. Schnell etwas anderes tun: Manche Familien lenken eher von den Themen ab und sind so in Aktion und mit anderen Dingen beschäftigt, dass es gar nicht möglich ist, sich achtsam mit den familiären und individuellen Folgen des Traumas und den daraus resultierenden emotionalen Reaktionen auseinanderzusetzen. Nicht selten entsteht der Eindruck, dass diese Familien mit ihrem Aktionismus auch ein Vermeidungsverhalten zeigen. Durch den ständig akuten Krisenmodus und das Nicht-zur-Ruhe-Kommen vermeiden sie es, die traumatischen Belastungen zu akzeptieren und sich den Emotionen und den dadurch anstehenden familiären Anpassungsprozessen zu stellen.

Besonders belastend und ausgeprägt sind diese Muster und familiären Interaktionen natürlich, wenn die Traumatisierungen dauerhaft innerhalb der Familien stattfinden. In Familien mit häuslicher und sexueller Gewalt herrscht oft eine Atmosphäre der ständigen Anspannung und Angst. Jedes Familienmitglied muss seinen eigenen Weg finden, mit dieser Gewalt und der Schuld umzugehen.

In Gewalt- und Vernachlässigungssystemen sind die Generationen und die Außengrenzen oft diffus oder sehr starr. Häufig sind die Familien sehr isoliert und die Außengrenzen für einzelne Familienmitglieder sehr starr - auch um die Gewalt zu vertuschen. Vom Täter werden die Außengrenzen aber oft auch verletzt. Vielfach leiden die Eltern an psychischen Erkrankungen und parentifizieren unbewusst ihre Kinder. Die Kinder übernehmen dann Aufgaben, die sie überfordern und unterdrücken dabei ihre altersentsprechenden Bedürfnisse. Das Engagement der Kinder und ihre Überforderung werden aber von den Eltern und deren Umfeld nicht gesehen und nicht ausreichend gewürdigt (Jurkovic, 1996). Zentrale zwischenmenschliche Fertigkeiten können in diesen Familiensystemen nicht entwickelt werden. Dafür werden Schweigegebote und Methoden der Manipulation, der Unterdrückung und des Versuchens, sich unsichtbar zu machen, gelernt. Es können sehr starre familiäre Muster entstehen, in denen vorgegeben wird, wie die einzelnen Familienmitglieder mit dieser Belastung umzugehen und darüber zu denken haben. Teilweise werden so Wertehaltungen, Interpretationen und Mythen, wie über diese Ereignisse gedacht wird, in die Welt gesetzt, die nie hinterfragt werden und nie mit der Perspektive von Personen außerhalb des Familiensystems abgeglichen werden dürfen. Die Geheimnisse bekommen eine solche Macht über die Familien, dass sie diese über Generationen hinweg stark beeinflussen können. Für viele Familien ist es eine unglaubliche Erleichterung, wenn es möglich wird, über Dinge, über die oft viele Jahre geschwiegen wurde, aus unterschiedlichen Per-

spektiven zu sprechen und ihre Emotionen diesbezüglich innerhalb und außerhalb des Familiensystems zu validieren (Imber-Black , 1999).

### 3 Allgemeine Überlegungen zur Elternarbeit bei außerfamiliären Platzierungen

Ein für die Elternarbeit in stationären Settings sehr wichtiges Konzept ist das von Stierlin (1980) vorgelegte **Konzept von Bindung und Ausstoßung**, welches Schweizer (200) für die Arbeit mit delinquenten und dissozialen Jugendlichen adaptiert hat. Es ist deswegen so bedeutsam, weil es einerseits die immensen Loyalitätsbindungen auch oder gerade in dysfunktionalen Familiensystemen verdeutlicht und andererseits die absolute Überforderung der Eltern mit den Erziehungsaufgaben aufzeigt. Das Konzept beschreibt die typische Entwicklung einer hoch belasteten Familie, in der eine außerfamiliäre Platzierung erwogen wird, als einen Teufelskreis mit folgenden Phasen: Die erste Phase ist von der absoluten Überforderung der Eltern und dem Veränderungsdruck von außen, zum Beispiel durch die Schule, Jugendgerichtshilfe, Jugendamt, Nachbarschaft etc., geprägt und führt zu Überforderungsgefühlen und Ausstoßungstendenzen. Insbesondere nach erneuten Delikten oder gravierendem Fehlverhalten der Jugendlichen suchen die Eltern oft rasch eine schnelle Entlastung und drängen auf eine stationäre Maßnahme. Durch diese werden sie oft recht schnell und effektiv von unangenehmen Erziehungsaufgaben, bei denen sie sich selbst unwirksam erlebt haben, entlastet. Diese Entlastung - kombiniert mit einem schlechten Gewissen wegen der heftigen Ausstoßung, einigen erfreulichen Besuchen und einer positiven Entwicklung des Jugendlichen - führt häufig dazu, dass bei Eltern und Kind das Bindungssystem aktiviert und der Wunsch genährt wird, dass das Kind wieder nach Hause kommt und auf eine rasche Rückführung hingearbeitet wird. Die Zeit der Platzierung reicht aber nicht aus, um auf Elternebene neue Handlungsstrategien und Erziehungsfertigkeiten zu erlernen, sodass die Familie alsbald wieder in dieselben dysfunktionalen Muster verfällt und das Elternsystem erneut überfordert sein wird. Sobald die Erziehungsaufgaben wieder ganz auf den Schultern der Eltern lasten und die Fähigkeiten zur Selbstkontrolle des Kindes erschöpft sind, werden sich die Probleme wieder einstellen. Sobald es wieder einen stärkeren Anpassungsdruck von außen gibt, entstehen rasch wieder Ausstoßungstendenzen – das Spiel beginnt von vorn, der Teufelskreis schließt sich, und eine Karriere mit mehreren Fremdunterbringungen mit ihren negativen Auswirkungen auf Bindungsentwicklung und soziale Teilhabe nimmt ihren Lauf (Schmid et al., 2014).

Letztlich ist es für das Verständnis, wie elterliche und kindliche Psychopathologie zusammenwirken, wichtig deren Zusammenhang mit der Eltern-Kind-Interaktion zu verstehen. Es entsteht auch hier ein Teufelskreis, in welchem die Psychopathologie der Eltern und der Kinder sich über belastende Interaktionen wechselseitig beeinflussen. Die Belastung der Eltern führt zu einer Unterversorgung der Kinder, welche die Entwicklung von kindlichen Symptomen befördert. Die Symptome der Kinder wie-

derum erhöhen den Stress auf die Eltern in der Erziehung, was erneut die Symptomatik der Eltern negativ beeinflusst (Kölch & Schmid, 2008; Stadelmann et al., 2010).

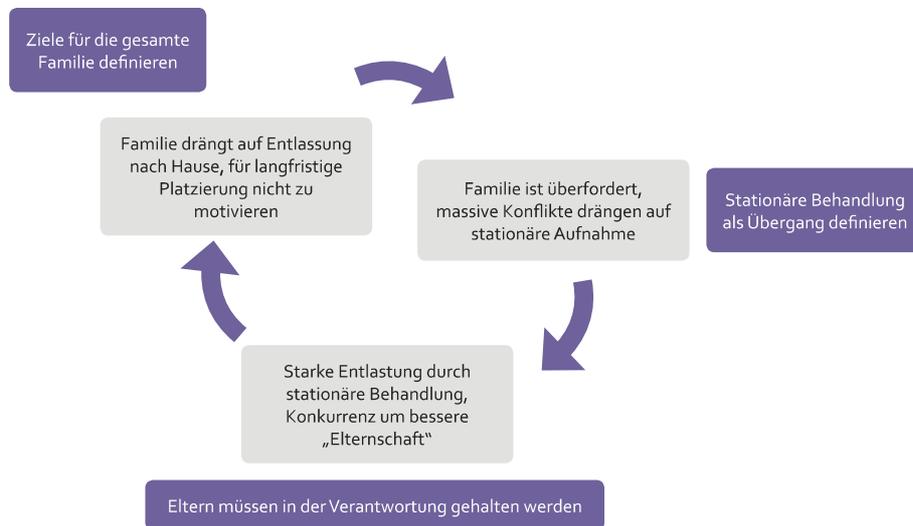


Abbildung 2: Teufelskreis aus Ausstoßung und Bindung (Stierlin, 1980, Schweitzer, 2001)

Um aus diesem Teufelskreis aus Ausstoßung und Bindung auszusteigen, ist es wichtig, die stationäre Intervention unbedingt als Übergang zu definieren und aufzuzeigen, dass es notwendig ist, intensiven Kontakt mit den Eltern während des stationären Aufenthaltes zu halten. Sie sollten zudem unbedingt über den pädagogischen Bedarf, den das Kind in der stationären Maßnahme einfordert, transparent informiert werden. Über Krisensituationen sollten sie nicht nur informiert werden, sondern es ist darüber hinaus auch wichtig, mit ihnen zu besprechen, wie mit einer solchen Situation umgegangen werden soll und sie an Entscheidungen beteiligen („Sollen wir das eher so oder so machen, was denken Sie, Frau Müller?“). Letztlich geht es auch darum, schon sehr früh im Hilfsprozess Ziele für das gesamte Familiensystem zu definieren, da die Verbesserung der sozialen Teilhabe der gesamten Familie sowie der elterlichen Feinfühligkeit und der Eltern-Kind-Interaktion eigentlich die relevanten Zielgrößen für die Frage einer realistischen Rückführungsoption darstellen. Die Tatsache, dass oft keine expliziten Ziele im Bereich der Eltern-Kind Interaktion definiert werden, unterstützt die Entwicklung von mehreren seriellen Fremdplatzierungen, da Eltern dann doch wieder rasch mit den Erziehungsaufgaben überfordert sein können, wenn sie keine spezifischen Kompetenzen aufbauen konnten. Ein gravierendes Problem, warum stationäre Aufnahmen nicht erfolgreich verlaufen und viele sehr früh wieder abgebrochen werden, ist auch die Tatsache, dass sich die Eltern eigentlich nicht mit der Notwendigkeit einer stationären Maßnahme anfreunden können, und es nicht möglich war, mit ihnen ein gemeinsames Erklärungsmodell über die Indikation für eine statio-

näre Maßnahme zu entwickeln. Es ist notwendig, ihnen zu vermitteln, was der Nutzen einer stationären Hilfe ist, sowohl für die Eltern als auch für das Kind. Viele Eltern und Kinder fühlen sich bei der Einleitung von Hilfen gedrängt und erleben sich übergangen (Lambers, 1996; Schone & Wagenblass, 2006). Für lange Überzeugungsarbeit fehlt oft die Zeit, es wird manchmal recht kurzfristig geplant, und Hilfen werden nicht vom erfolgreichen Ende sondern vom nächsten Arbeitsschritt aus gedacht. Vor diesem Hintergrund sind manchmal alle Beteiligten froh, wenn die Eltern kein Veto gegen eine Fremdunterbringung einlegen, was aber nicht bedeutet, dass sie diese auch emotional akzeptieren und im Verlauf loyal unterstützen. Die Kooperation ist somit der kleinste gemeinsame Nenner, auf den sich geeinigt werden konnte, der aber oft rasch kritisch hinterfragt wird.

Nicht selten scheitern Hilfen, weil die aufnehmenden Institutionen und insbesondere die aufnehmenden Pflegeeltern von anderen Prämissen ausgehen als das Herkunftssystem. Teilweise wird dem Herkunftssystem eine Rückführungsoption signalisiert (z.B.: „Nun machen Sie mal eine Langzeittherapie, um ihren Alkoholkonsum zu bearbeiten, und dann schauen wir weiter.“) und den Pflegeeltern wird gesagt, sie sollen sich auf eine sehr langfristige Platzierung einstellen (z.B.: „Stellen Sie sich auf eine lange Platzierung bis zur Verselbständigung ein, die Mutter ist alkoholkrank und wird sowieso nie in der Lage sein, ausreichend gut für das Kind zu sorgen“). Im genannten Beispiel ist das Ziel, dass die Mutter weniger Alkohol trinkt, allein zwar eine grundlegende, aber keine hinreichende Bedingung für eine Rückführungsoption. Sie sollte auch ausreichend gute Mutter sein und die Bedürfnisse des Kindes wahrnehmen, Fähigkeiten haben mit ihm zu spielen, die Hausaufgaben zu begleiten usw. Wenn nun aber niemand mit der Mutter die eigentlichen Probleme im Erziehungsverhalten angesprochen hat, stellt sich die Frage bzw. das Problem, wo ihr diese Fertigkeiten vermittelt werden, und wie sie verstehen soll, dass sie bezüglich der Rückführung immer wieder getröstet wird.

Diese Intransparenz und die alleinige Beschränkung der Ziele für eine Fremdunterbringung auf die Perspektive der Eltern oder auf die Perspektive des Kindes und nicht auf die Interaktionen und Erziehungsfertigkeiten führen häufig zu großen Missverständnissen und zu Verlust von viel Energie im Hilfeprozess. Es ist nicht möglich, die psychische Belastung des Kindes unabhängig von der seiner Eltern und deren Kapazitäten in Erziehungsfragen zu sehen. Es ist daher unabdingbar, schon bei Beginn der Maßnahme, Interaktionsziele zu benennen und an diesen auch zu arbeiten. Leider gibt es immer noch sehr wenige Modelle, bei denen parallel zur Heimerziehung eine intensive Elternarbeit finanziert wird. Die Erkenntnis, dass dieser Weg für die Beteiligten der erfolgreichere und durch die relative Verkürzung der Heimerziehung auch der kosteneffektivere Weg ist, setzt sich aber langsam durch.

Es ist folglich wichtig, eine Fremdplatzierung stets so einzuleiten, dass auch Interaktionsziele beachtet werden. In einem erfolgreichen Hilfeprozess gibt es sowohl einen Prozess des fremdplatzierten Kindes in der Institution, einen Prozess der Eltern (und ihres Hilfesystems) als auch einen Prozess in der Eltern-Kind-Interaktion. Das Zusammenspiel aller drei Prozesse ist für die Frage, ob ein Kind in sein Familiensystem zurückgeführt werden kann, entscheidend. Ohne positive Veränderung der Eltern-Kind-Interaktion und ohne Fortschritte der Eltern bzgl. ihrer Sensitivität und Erziehungskompetenz, ist eine Rückführung selten von Erfolg gekrönt.

Für den Erfolg einer Hilfe ist es entscheidend, unter welcher Prämisse diese eingeleitet wird, und wie transparent über deren Notwendigkeit informiert wurde bzw. wie freiwillig die Entscheidung der Eltern für Fremdplatzierung war. Je freiwilliger und informierter die Entscheidung war, und je klarer die guten Gründe an alle Beteiligten kommuniziert werden, desto erfolgreicher wird die Jugendhilfemaßnahme verlaufen. Es ist sinnvoll, auch die Reaktionen des weiteren familiären Umfelds, z. B. von nicht sorgeberechtigten Ex-Partnerinnen bzw. Ex-Partnern, Großeltern usw., zu antizipieren. Sowohl die Eltern als auch die Kinder brauchen eine eigene Geschichte, in welcher sie gute Gründe aufzählen können, warum es sinnvoll ist, dass das Kind bis zur Lösung der Probleme nicht bei den Eltern wohnt. Wichtig ist es in diesem Prozess der Erarbeitung des Narratives, auch den Schmerz und die Tragik anzuerkennen, welche es für Eltern und Kind bedeutet, nicht miteinander leben zu können. Die Arbeit mit dem Herkunftssystem beinhaltet in der Heimerziehung somit immer auch einen Teil Trauerarbeit bzw. eine Neudefinition der Beziehung zu einem Kind, das sich schon sehr früh selbstständig (Günder, 2007; Lattschar & Wiemann, 2011).

In einer katamnestic Untersuchung von Pflegeverhältnissen zeigte sich, dass die Transparenz bei der Frage, unter welcher Prämisse und mit welcher Absicht die Pflegeverhältnisse eingeleitet werden, viel zum Erfolg der Maßnahme beitrug. Besonders erfolgreiche Verläufe zeigten sich, wenn sich für alle Beteiligten eindeutig geklärt hat, ob die Pflegefamilie als eine Gastfamilie oder Ersatzfamilie fungiert. Ersatzfamilie bedeutet in diesem Zusammenhang, dass Kinder, Pflegeeltern und leibliche Eltern davon ausgingen, dass es sich um eine Langzeitplatzierung in einer Ersatzfamilie handelte, die Kinder intensive Bindungen zu den Pflegeeltern aufbauen konnten und die leiblichen Eltern dies unterstützten. Gastfamilie bedeutet, dass es für alle Beteiligten klar war, dass die Pflegeeltern nur für eine gewisse Zeit in die Betreuung des Kindes eingebunden sind und das Kind potentiell zurückgeführt werden soll. Das Kind sollte in einer Gastfamilie eine Bindungsbeziehung zu seinen leiblichen Eltern erhalten oder rekonstruieren können, und dieser Prozess wurde von den Pflegeeltern gefördert. Pro-

blematische Verläufe zeigten sich immer dann, wenn die Perspektive ungeklärt war und die Kinder weder eine Bindungsbeziehung zu den leiblichen Eltern halten noch eine neue Bindungsbeziehung zu den Pflegeeltern aufbauen konnten und in einem Loyalitätskonflikt zwischen Eltern und Pflegeeltern gefangen waren (Gassmann, 2009). Oft ist gerade bei hoch belasteten Eltern-Kind-Beziehungen zu beobachten, dass die Ablösung in der Adoleszenz nicht gelingt und hoch belastete Jugendliche trotz konfliktbelasteter Beziehungen wieder bei ihren Eltern leben (Schmid und Libal, 2010)

### 3.1 Die Loyalitätsbindungen eines Kindes im Rahmen der Fremdplatzierung

Auch Conen (2007) betont die Bedeutung der Loyalitätsbindungen zwischen Eltern und Kind in Multiproblemfamilien und zeigt eindrücklich auf, dass ein Kind sich niemals in ein Pflegefamiliensystem oder die Heimerziehung integrieren kann, wenn die leiblichen Eltern diese nicht wertschätzen, sondern sie abwerten und signalisieren, dass sie die besseren Eltern für das Kind sind. Mit dieser Botschaft konfrontiert, wird sich das Kind loyal zu seinen Eltern verhalten, indem es keine echte Bindung zu den Fachkräften in der Fremdplatzierung aufbauen und sich verweigern wird. Die Kinder „müssen“ dann sozusagen beweisen, dass es dem Heim nicht gelingt, bessere Eltern für sie zu sein und werden die Heimerziehung scheitern lassen. Um die Eltern wertzuschätzen, gibt es viele unterschiedliche Modelle für den pädagogischen Alltag. Die Botschaft an die Eltern muss dabei sein: "Sie sind die wichtigsten Bezugspersonen für das Kind, und es ist tragisch, dass Sie ihrem Kind momentan nicht die optimalen Entwicklungschancen ermöglichen können, weshalb wir Sie und ihr Kind gerne unterstützen. Sie sind für Ihr Kind wichtig und sollen eingebunden werden."

Eine gute Möglichkeit die Eltern wertzuschätzen und dennoch die Notwendigkeit einer Fremdplatzierung aufzuzeigen, ist die Methode, die **Elternschaft in drei verschiedene Facetten** aufzuteilen (Ryan & Walker, 2007). Mit dieser Methode werden verschiedenen Aufgaben und Aspekte einer Elternschaft einander gegenüber gestellt (s. Abb. 3). Es wird zwischen biologischer, sozialer und juristischer/finanzieller Elternschaft differenziert, die im Regelfall alle bei einem Elternpaar konzentriert sind. Es ist aber auch möglich, dass die Elternschaft aufgeteilt ist. Die biologische Elternschaft verkörpert eine natürliche Ähnlichkeit, tiefe Verbundenheit und Liebe, weshalb allein die biologische Elternschaft schon ein hohes Gut ist, das gehegt und gepflegt werden sollte. Juristische Elternschaft bedeutet, dass die Eltern das Kind juristisch vertreten, d.h. dass sie entscheiden können, welche Schule es besucht, wo es lebt und ob es zum Arzt gehen soll oder nicht. Juristische Elternschaft bedeutet aber auch, für den Unterhalt und das Wohlergehen des Kindes sorgen zu müssen. Sehen staatliche Stellen,

dass die Entwicklung gefährdet ist, können sie die juristische Elternschaft übernehmen. Die soziale Elternschaft umfasst die eigentliche tagtägliche Betreuung der Kinder und die Verantwortung für die Befriedigung der kindlichen Bedürfnisse im Alltag.

**Elternschaft umfasst drei Aspekte:**



Abbildung 3: Drei Aspekte der Elternschaft nach Ryan & Walker, 1997

Für die Praxis der Heimerziehung bedeutet dies, dass einerseits bei der Indikationsstellung schon darauf hingewirkt werden sollte, dass die Eltern der Fremdplatzierung zustimmen (s.u.), und diese andererseits im Leben der Kinder präsent bleiben.

Für Kinder, die nicht unmittelbar von ihren Eltern angetriggert werden, kann man dies beispielsweise durch das Aufhängen/Aufstellen von Bildern der Eltern im Zimmer ermöglichen. Zudem sollten die Eltern, sofern möglich, ab der Aufnahme in die Ausgestaltung der Hilfen miteinbezogen werden. Um die Loyalitätsbindungen der Eltern zu beachten, ist es wichtig, dass eine gemeinsame Haltung zu der Jugendhilfemaßnahme und ihren Zielen entsteht und gemeinsam getragen wird.

## 3.2 Bedeutung eines gemeinsamen Narrativs

Wie bereits öfter erwähnt, ist es wichtig, ein gemeinsames Narrativ für die Notwendigkeit einer Fremdunterbringung zu entwickeln und dabei auch die Bedeutung der Eltern und deren Unterstützung für den erfolgreichen Verlauf zu betonen. Natürlich

gibt es, gerade auch in auf Trauma spezialisierten Institutionen, viele Jugendliche, bei denen es nicht möglich ist, sofort in einen solchen Prozess (mit den Eltern) einzusteigen. Es zeigt sich aber, wie wichtig es gerade bei schwer betroffenen Familien ist, in dieses Verständnis für die Notwendigkeit einer Fremdplatzierung zu investieren, da dieses den ganzen Hilfeverlauf positiv beeinflusst. Auch bei Eltern, denen das Sorgerecht entzogen wurde, ist es sehr sinnvoll, gute Gründe hierfür zu finden.

Sowohl die Eltern als auch die Kinder sollten eine konkrete Geschichte erzählen können, warum die Fremdplatzierung notwendig ist. Die Kinder werden immer wieder von anderen Kindern danach gefragt werden, von Lehrpersonen konfrontiert werden etc. Auch die Eltern werden, nachdem ein Kind fremdplatziert worden ist, von Nachbarn, Lehrkräften und Bekannten angesprochen, und sollten erklären können, wo das Kind jetzt lebt und welche guten Gründe es dafür gibt. Es lohnt sich sehr, in eine solche Geschichte zu investieren, da es für das Kind und die Eltern ausgesprochen wichtig ist, auf eine solche Frage einen Satz mit einer Art Coverstory (Lattschar & Weimann, 2011) erwidern zu können, der einerseits stimmt und andererseits nicht in einen völligen „Seelen-Striptease“ mündet, sowie nach Möglichkeit auch noch einige Ressourcen benennt. Eine souveräne Antwort auf die Fragen unterstützt die innere Überzeugung von der Notwendigkeit und stärkt das Selbstbewusstsein. Es ist schwierig, wenn Kinder und Eltern unvorbereitet auf diese Fragen nach Antworten suchen müssen, mit ihrer Selbstunwirksamkeit konfrontiert werden und von ihren Gefühlen übermannt werden, da diese unangenehmen Gefühle dann mit der Fremdplatzierung verknüpft bleiben können. Für viele Familien, insbesondere wenn eine sehr enge, parentifizierte Eltern-Kind-Beziehung besteht und die Eltern ihre Kinder zur emotionalen Unterstützung und Alltagsbewältigung benötigen, ist der Schritt zur Akzeptanz der Fremdplatzierung oft schwer.

Eine Möglichkeit, diesen Schritt erfolgreich zu begleiten, ist es, sich ausreichend Zeit für die Exploration der „guten Gründe“ für den möglichen Widerstand gegen eine Fremdplatzierung zu nehmen. Es ist wichtig, die hinter dem Widerstand stehenden Bedürfnisse und Gefühle der Eltern zu identifizieren, wirklich zu verstehen und emotional zu versorgen. Wenn die Hindernisse benannt werden können, ist es oft möglich, das diffuse „Ich will das nicht“ in ein lösbares Problem zu überführen und sehr konkrete Unterstützung bei der Problemlösung anzubieten. Nicht selten sind es Kleinigkeiten, wie eine seltsame Vorstellung von den Zuständen in Heimen, die Angst vor der Reaktion der Umwelt oder die Angst vor dem Alleinsein, welche, wenn man sie einmal identifiziert hat, recht leicht aufzulösen sind.

Einerseits sollte in diesem Prozess die Notwendigkeit und die relative Alternativlosigkeit einer Fremdunterbringung nochmals erarbeitet werden, es sollte aber eben auch Raum dafür geben, den emotionalen Schmerz, den dieser

Schritt auslöst, wertzuschätzen und nochmals zu validieren.

## 4 Mehrgenerationenperspektive und Psychoedukation – Nutzen der Erkenntnisse der Psychotraumatologie

Eine gute Möglichkeit, den Eltern mit der nötigen Wertschätzung zu begegnen und die Erkenntnisse der Psychotraumatologie für die Elternarbeit zu nutzen, ist die Einnahme einer **Mehrgenerationenperspektive in Verbindung mit einer Psychoedukation** (s. Lerneinheit 2.4 „Psychoedukation“). Es ist an dieser Stelle nochmals wichtig, die Haltung bzw. das Verständnis dafür zu betonen, dass die Eltern selbst überhaupt keine Modelle hatten, wie ein harmonisches Familienleben funktioniert, wie Probleme miteinander gelöst und eine gelingende, gewaltfreie Erziehung stattfinden könnte. Sie fühlen sich oft wertgeschätzt, wenn eine Beraterin bzw. ein Berater erläutert, dass Eltern ohne weitere Unterstützung nur das weitergeben können, was sie selbst bekommen bzw. in ihrer Kindheit an Erziehung erfahren haben, und dass es eine große Leistung ist, dass sie den Mut finden, sich helfen zu lassen, und die Dinge nun verändern zu wollen. Ein guter Punkt, das Gespräch auf eigene Belastungen zu lenken, kann eine Psychoedukation über das Konzept des sicheren Ortes und die Folgen von traumatischem Stress sein. Häufig ziehen Eltern von sich aus Parallelen zu eigenen Symptomen, Interaktionsmustern und Alltagsproblemen. Hier kann es, vorausgesetzt die Beziehung stimmt und ist tragfähig, sinnvoll sein, die Bedeutung dieser Symptome für Erziehungsschwierigkeiten herauszuarbeiten. Typische Symptome und Probleme sind:

1. Durch **Schwierigkeiten in der Selbstregulation und Emotionsregulation** ist es schwieriger, ruhig zu bleiben, und die Unruhe überträgt sich wiederum auf das Kind – was zu Eskalationsspiralen führt. *Interventionen*: Fertigkeiten zur Selbstberuhigung erlernen, Zustand erkennen und Situationen verlassen.
2. Andere **psychische Probleme und eine eingeschränkte soziale Teilhabe** können auch als Traumafolgestörung angesehen werden. Diese wirken sich negativ auf die Kinder aus. Gefühle, wie depressiv zu sein oder keine Kraft zu haben, können dazu führen, dass normale kindliche Bedürfnisse rasch als Belastung erlebt werden, Kinder (zu) viel Verantwortung übernehmen und zu wenig Unterstützung von den Eltern erfahren.
3. **Dissoziative Symptome** können die Handlungsfähigkeit und die Sicherheit der Eltern beeinträchtigen, wenn diese in der Erziehung unter Stress kommen. Das kann die Kinder verunsichern und in einen eskalierenden Teufelskreis aus stärkerer Aktivierung und stärkerer Dissoziation führen.

4. **Vorsicht und Misstrauen** gegenüber anderen Menschen können in die **Isolation** führen und dazu beitragen, dass geeignete und notwendige Hilfen nicht rechtzeitig in Anspruch genommen werden.
5. Die Eltern haben **aggressive, vermeidende und dissoziative Reaktionsmuster** auf Stress gut gelernt und hierfür sehr viele Modelle in ihren Herkunftssystemen erfahren. Dies ist bei Unsicherheit das primär erlernte Muster, welches korrigiert werden muss, d.h. das Verhalten muss gehemmt und alternative Verhaltensweisen müssen eingeübt werden.
6. Aspekte des **negativen Selbstbildes und Selbstzuschreibungen** können im Erziehungsalltag immer wieder aktiviert werden und dazu führen, dass Eltern aufgeben, sich zurückziehen und unter Druck geraten.

Sehr wichtig ist es von dem Hyperarousal (Übererregung) und den Traumasymptomen auf den Aspekt des sicheren Ortes überzuleiten, da dieser auch für die Elternarbeit eine große Bedeutung hat, und davon auch die Art und Intensität der Zusammenarbeit mit dem Elternsystem abhängig gemacht werden sollte.

Der Aspekt des sicheren Ortes weist viele Parallelen zum „**Signs of Safety Ansatz**“ von Tunnel & Edwards (1999) auf, einem ambulanten lösungsorientierten Modell, das in mehreren englischsprachigen Ländern entwickelt wurde, in Europa zunehmend Verbreitung findet und im Kinderschutz erfolgreich angewendet wird (Salveron et al., 2013). Der „Signs of Safety“ Ansatz ist eine gute Möglichkeit, um in der Elternarbeit nicht in eine Konkurrenzsituation und vorwurfsvolle Rolle zu geraten. Die Grundlage für dieses Modell sind Ansätze der lösungsorientierten Beratung (Tunnel & Edwards, 1999; De Jong & Kim Berg, 2002). Der Grundgedanke dieser Ansätze ist es, an dem Zielverhalten anzusetzen und die vorhandenen Fertigkeiten, die dafür benötigt werden, zu stärken. Das Gespräch über die vernachlässigenden und misshandelnden Situationen, würde sich folglich nicht oder nicht ausschließlich auf das Problemverhalten der Eltern fokussieren, sondern auch Situationen aufgreifen, in welchen es ihnen gut gelingt, ihre Erziehungsaufgaben zu erfüllen. In den Ansätzen im Kinderschutz wird die Sicherheit des Kindes in das Zentrum gestellt, und die Arbeit mit den hoch belasteten Familien dreht sich rund um die Frage, was das Kind braucht, um sich sicher und geborgen zu fühlen.

Wenn die Sicherheit des Kindes im Fokus der Beratung steht, ist es einfacher, in einer wertschätzenden Beziehung zu den Eltern zu bleiben. Auch bei einer Fokussierung auf die Misshandlungen rutscht der Beratende dann nicht so leicht in ein dichotomes Denken, das nur zwei extreme Seiten einer Medaille (entweder „Kind ist sicher“ oder „Kind ist in Gefahr“) kennt, und den Eltern fast zwangsläufig implizit oder explizit Vorwürfe macht. Die Tendenz zum dichotomen Denken kann zudem reduziert werden, indem der „sichere Ort“ auf einer Skala von 0-10 dargestellt wird. Unter dieser Prämisse kann

mit den Eltern daran gearbeitet werden, wie sich die Sicherheit des Kindes in der Familie momentan darstellt, und wie eine noch höhere Sicherheit gewährleistet werden könnte. Wenn z. B. die Eltern und das Kind angeben, dass momentan eine Situation herrscht, in der sich die Sicherheit des Kindes auf der Skala zwischen drei und vier bewegt, können gemeinsam Überlegungen angestellt werden, wie diese mit kleinen ersten Schritten weiter gesteigert werden könnte, z. B.: Wie müsste die Situation für eine Fünf auf dieser Skala sein? Wie unterscheidet sich diese Fünf von einer Sechs oder Sieben? Mit welchen konkreten Schritten ließe sich das steigern? Welche Unterstützung bräuchte die Familie, um dieses Niveau zu erreichen? Ein solcher dimensionaler Ansatz erlaubt es, viele ganz konkrete Ideen zu entwickeln, die Perspektiven zwischen Eltern und Kind häufiger zu wechseln und die Eltern für die Bedürfnisse der Kinder zu sensibilisieren. Zudem ist es für die Mitarbeitenden viel weniger belastend, mit solchen Ansätzen mit den Familien zu arbeiten, da eben auch viel über gelingende und erfolgreiche Situationen gesprochen wird, und sich nicht alles nur um die Belastungen dreht. Das Modell sieht aber auch vor, Gefährdungspunkte ganz konkret zu benennen. Diese werden aber gemeinsam mit Ressourcen und guten Gründen für das Verhalten aufgeführt und unmittelbar mit der Suche nach lösungsorientierten Interventionen verknüpft. Dies bedeutet beispielsweise dass die zu geringe Aufsicht und der hohe TV-Konsum der Kinder damit verknüpft wird, dass es den Eltern sehr wichtig ist, materiell für ihre Kinder zu sorgen und sie deswegen mehreren Jobs nachgehen.

## 5 Wahrung des sicheren Ortes und Umgangsregelungen

Das zentrale Element der Traumapädagogik ist die Sicherstellung und Wahrung des sicheren Ortes. In der Elternarbeit sind deshalb einige Dinge zu beachten. In der Anfangsphase, in der die Kinder noch unbekannt sind, muss sehr genau erwogen werden, inwiefern sie von Kontakten zu den Eltern profitieren. Um den sicheren Ort Wohngruppe zu garantieren, möchten z. B. viele traumapädagogische Wohngruppen verhindern, dass viele Eltern immer wieder auf der Wohngruppe auftauchen. Sie organisieren die Elternarbeit deshalb an anderen Standorten der Einrichtung, wo gegebenenfalls auch Umgang organisiert oder die Kinder für Beurlaubungen übergeben werden.

Die oberste Priorität hat natürlich die **Vermeidung einer weiteren Misshandlung und Vernachlässigung**. Zu bedenken ist aber, dass bereits die Atmosphäre und die Konfrontation mit vielen potentiell traumaassoziierten Reizen zu heftiger Anspannung und erheblichen Belastungen bei den Betroffenen führen können. Gerade bei der Vor- und Nachbereitung von Besuchen ist es daher sehr wichtig, in einem engen Kontakt mit den Kindern und Jugendlichen zu sein und ihre Ängste und Befürchtungen zu erfragen. Auch hier haben sich Skalierungsfragen bewährt (z.B.: Wie hast Du dich gefühlt von 1-10? Was hat am meisten/wenigsten Spaß gemacht?).

Es ergibt Sinn, vor den ersten Besuchen nochmals eine **ausführliche Gefährdungsanalyse** zu machen, die Familie auf potentielle Risiken hinzuweisen und diesbezüglich einen ausführlichen Sicherheitsplan zu machen. Es gibt verschiedene Möglichkeiten und Vorschläge von diversen Autoren, standardisierte Gefährdungsanalysen zu machen. Diese weisen viele Gemeinsamkeiten auf. In der Regel werden erfasst (z. B. Wisener, 2015; Trocme, 1996):

- ▶ Grundbedürfnisse des Kindes
- ▶ Kindliche Verhaltensweisen als Risikofaktoren
- ▶ Risikofaktoren in der Wohnung/Nachbarschaft
- ▶ Psychosoziale Belastungskomponenten
- ▶ Psychische Erkrankungen/Zustand der Eltern
- ▶ Fehlende Kompetenzen der Eltern/Selbststeuerungsmöglichkeiten
- ▶ Soziale Unterstützung/soziale Kontrolle
- ▶ Körperliche Untersuchungsbefunde

- ▶ Vorgeschichte mit Misshandlungen
- ▶ Aktuelle Belastungsfaktoren, die auf die Familie einwirken können (Trennung, Verhaftung, Tod)

Man sollte die ersten Besuche der Kinder und Jugendlichen zu Hause mit den Eltern gut vor- und nachbereiten. Manchmal bietet es sich auch an, die Kinder hinzubringen und abzuholen, um auch Eindrücke über die Wohnung und Familienatmosphäre zu bekommen. Ein gezielter Kontakt mit der Familie, in dem die Tagesabläufe und das Befinden sowie die Sorgen der einzelnen Familienmitglieder erfragt werden, ist sinnvoll. Leider überfordern sich viele Familiensysteme damit, recht schnell relativ lange Zeitspannen miteinander zu verbringen. Es ist wichtig, den Eltern und den Kindern zu verdeutlichen, dass es besser ist, zehnmal eine kurze und dafür von allen als positiv erlebte Zeitspanne miteinander zu verbringen, als ein Wochenende, das alle belastet. Es kann auch sehr sinnvoll sein, mit Eltern und Kind einige Aktivitäten gemeinsam auszuführen, wenn die Ressourcen dies zulassen. Es ist hilfreich, den Eltern sehr genau zu verdeutlichen, dass es langfristig wichtiger für das Wohl des Kindes und der Familie sowie eine mögliche Rückführung ist, zu sehen, was dem Kind und ihnen gut tut, als die Tatsache, dass möglichst schnell lange Zeiträume miteinander verbracht werden.

Begleitete Umgangsregelungen und vom Gericht erzwungene Umgangsregelungen sind mit dem Konzept des „sicheren Ortes“ sowie einer traumapädagogischen Haltung nur sehr schwer zu vereinbaren und in der Regel das Ergebnis eines „faulen Kompromisses“ und einer vermiedenen Entscheidung. Die Botschaft eines erzwungenen betreuten Umgangs ist eigentlich immer ein „Double Bind“: „Weil Mama/Papa so wichtig für dich ist und sie/er dich so mag, musst du mit ihr/ihm Zeit verbringen, auch wenn sie/er nicht nett zu dir war und du Angst vor ihr/ihm hast. Deine Angst ist auch nicht unberechtigt, aber deshalb passt jemand auf dich auf“. Die Idee, jemanden zum Umgang zu zwingen, widerspricht einer traumapädagogischen Grundhaltung, die Transparenz und Partizipation betonen. Aus traumapädagogischer Sicht ergibt es keinen Sinn und ist sogar schädlich, jemanden zu Kontakten zu zwingen, die ihn belasten oder gar traumatische Wiedererinnerungen auslösen. Eine Konfrontation und Wiederzusammenführung einer Familie kann eine Herausforderung sein, die ein Kind annehmen kann - dann sollte aber ein Prozess eingeleitet werden, in dem das Kind den Umgang wünscht und lernt, seine Angst zu überwinden, und in dem sich das am Umgang interessierte Elternteil aktiv mit seiner Schuld auseinandersetzt.

Ein Problem in der Praxis ist, dass Wohngruppen teilweise ein gewisses Interesse daran haben, dass Kinder und Jugendliche am Wochenende nach Hause fahren. Teilweise werden Gruppen an den Wochenenden zusammengelegt, sodass es eigentlich nicht in das Konzept der Einrichtung passt, wenn viele Kinder und Jugendliche am Wochenende nicht nach Hause fahren oder nur sehr kurze Elternkontakte haben, die

aufwendig vor- und nachbereitet werden müssen. Ein Problem für schwertraumatisierte Kinder auf solchen Wohngruppen kann darin bestehen, dass sie die Einzigen sind, die nicht nach Hause gehen dürfen, da ihre Eltern kein Interesse haben oder die Gefährdungslage nicht sicher eingeschätzt werden kann. Das Zusammenlegen von Wohngruppen führt in der Regel bei den stark traumatisierten Kindern zu Verunsicherungen, da sich viele Dinge, die äußere Sicherheit vermitteln, plötzlich ändern und die Kinder mit anderen Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern, Erzieherinnen und Erziehern und Abläufen konfrontiert werden.

## 6 Umgang mit elterlicher Schuld

Die Verantwortung für Kindesmisshandlung, Missbrauch und Vernachlässigung liegt bei den Eltern. Es mag tausend gute Gründe geben, warum sie ihre Erziehungsaufgaben nicht in gewünschter Form erfüllen konnten, aber es ist unabdingbar, dass die Eltern die Verantwortung dafür übernehmen, dass sie dem Kind diese Erfahrungen nicht ersparen konnten. Um einen Neuanfang zu machen und Verhaltensveränderungen einzuleiten, ist es wichtig, zu akzeptieren, was geschehen ist. Ohne eine **Akzeptanz der eigenen Schuld** - inklusive der Schuld zugesehen, es zugelassen und nichts gemacht zu haben - kann die Elternarbeit nicht erfolgreich sein. Denn ohne diese Akzeptanz kann kein sicherer Ort im Herkunftssystem installiert werden, da diese Erlebnisse die Eltern-Kind-Beziehungen immer belasten werden. Eine zentrale Aufgabe der Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem ist es sicher, über eine wertschätzende Haltung und ein echtes Interesse daran, wie es soweit kommen konnte, die Eltern dazu zu bewegen, ihre Verantwortung für die Geschehnisse zu übernehmen. Das findet nicht in einem einzelnen Gespräch statt, sondern stellt einen Prozess in der Elternarbeit dar, der dauerhaft von einer Person mit therapeutischen und/oder beratenden Kompetenzen begleitet werden muss. Eine sehr sinnvolle Methode ist es, einen **klärenden Brief** an die Kinder zu schreiben.

Dies soll mit dem Ziel verbunden sein, dem Kind den Brief vorzulesen und sich bei ihm zu entschuldigen. Inhaltlich geht es in diesem Brief um folgende Aspekte:

- a) Eltern müssen die Verantwortung für ihr Handeln zu 100% übernehmen und um Verzeihung bitten und beschreiben, was sie genau getan haben.
- b) Eltern müssen analysieren und kindgerecht beschreiben, was genau vorgefallen ist und was unterlassen wurde.
- c) Sie müssen beschreiben, was das Kind mutmaßlich dabei empfunden hat, und sich danach erkundigen, ob diese Wahrnehmungen auch korrekt sind.
- d) Eltern müssen einen Sicherheitsplan aufstellen und eindeutig schreiben, wie sie sich in vergleichbaren Situationen in Zukunft verhalten werden, um eine Wiederholung einer solchen Situation sicher zu vermeiden: „Ich habe daraus Folgendes gelernt und werde mich künftig stattdessen folgendermaßen verhalten...“
- e) Es sollen Hinweise darauf gegeben werden, was das Kind tun kann, falls es sich dennoch unwohl fühlen sollte, um seine Sicherheit wiederherzustellen und seine Grenzen aufzuzeigen.

Der Vorteil von therapeutischen Briefen, die in ein Entschuldigungsritual münden, ist, dass der Brief immer wieder korrigiert und umgeschrieben werden kann und somit wirklich einen Prozess widerspiegelt. Für das Kind und die Erwachsenen ist es von Vorteil, dass ein solcher Brief immer wieder hervorgeholt und nochmals gelesen werden kann. Das Schreiben entfaltet seine Wirkung nur, wenn er mit ausreichend Zeit und emotionaler Beteiligung geschrieben wird, und wenn das Ergebnis ein Prozess ist, in dem es gelingt, sich in das Kind hineinzusetzen und seine Bedürfnisse besser wahrzunehmen.

Ein solcher Prozess kann auch als Motivationstest für Eltern sinnvoll sein, die lange gar keinen Kontakt gehabt haben, im Ausland waren oder plötzlich auftauchen und auf Umgang drängen. Hier könnte eine schriftliche Analyse im Vorfeld der erneuten Kontaktaufnahme sicherstellen, dass die Eltern realisieren, welche Auswirkungen die plötzliche Trennung auf das Kind gehabt hat. Eine Auseinandersetzung mit den Folgen eines solchen abrupten Kontaktabbruchs für das Kind wird das Risiko für eine Wiederholung des Kontaktabbruchs mit einer erneuten Enttäuschung verringern. Außerdem kann die Ernsthaftigkeit und Motivation der Eltern durch die Einleitung eines solchen Prozesses geprüft werden.

## 7 Biographiearbeit

„Wir können Kinder aus Familien nehmen, aber die Familien nicht aus den Kindern.“

*Ried Portengen*

Gerade bei Kindern und Jugendlichen mit abwesenden Elternteilen und vielen Beziehungsabbrüchen ist Biographiearbeit eine hervorragende Intervention, welche sowohl auf der pädagogischen als auch auf der therapeutischen Ebene effektiv genutzt werden kann.

Grundlage für eine Biographiearbeit ist eine gründliche Anamnese der Lebensgeschichte des Kindes mit ihm selbst, seinem Herkunftssystem und den beteiligten, zuweisenden Helfersystemen. Eine gute visuelle Darstellung der vorherigen Stationen eines Kindes kann auch helfen, diese Erfahrungen in der Hilfeplanung ausreichend zu würdigen. Leider passiert es auch den professionellen Helferinnen und Helfern in Fallbesprechungen immer wieder, dass sie die Übersicht über die einzelnen Lebensstationen und Zeiträume verlieren. Bei der Erwägung einer Biographiearbeit ist es wichtig, diese gut zu planen, sich Ressourcen dafür einzuplanen und sicherzustellen, dass man eine Biographiearbeit möglichst mit derselben Vertrauensperson in einem dafür definierten Zeitraum auch abschließen kann. Im Vorfeld sollte man sich die Unterstützung der Sorgeberechtigten sichern und sich Schweigepflichtentbindungen und die notwendigen Informationen einholen. Es ist sehr sinnvoll, dass das Kind das Produkt seiner Biographiearbeit auch anderen Personen (z. B. den Eltern, Kindern und Erzieherinnen/Erziehern der Wohngruppe) präsentiert, wenn diese die Ziele der Biographiearbeit kennen und unterstützen. Auf pädagogischer Ebene kann eine Biographiearbeit helfen, ein Narrativ für die Notwendigkeit einer Fremdplatzierung zu begründen und Ressourcen zu aktivieren sowie realistische Vorstellungen von den bestehenden pädagogischen Bedarfen mit allen damit einhergehenden Erziehungs- und Entwicklungsaufgaben zu entwickeln. Durch eine Auseinandersetzung mit seiner Biographie entstehen neue Bilder von Bezugspersonen mit deren Stärken und Schwächen und gegebenenfalls auch Limitationen im Bereich Kindererziehung, welche auf Grund ihrer individuellen Belastungen aus gutem Grund entstanden sind. Gerade für Kinder mit ganz unbekanntem oder von ihrem Umfeld und ihnen selbst abgelehnten Elternteilen, kann es bei der Auseinandersetzung mit ihrer Lebensgeschichte wichtig sein, ein realistisches Bild mit einigen positiven Aspekten, die sie von diesem Elternteil vererbt bekommen oder gelernt haben, zu internalisieren, um sich selbst besser akzeptieren zu können.

Eine Auseinandersetzung mit dem Elternteil kann helfen, ein realistischeres Selbstbild und eine sichere Geschlechtsrolle zu entwickeln. Außerdem kann diese Arbeit dazu anregen und es teilweise ermöglichen, Kontakt zu vorherigen Institutionen und wichtigen Personen aus der Biographie aufzunehmen und Informationen zusammenzutragen. Im Idealfall ist es dadurch möglich, ein von Beziehungsabbrüchen geprägtes Leben als eine Geschichte mit vielen Helferinnen und Helfern, die sich für das Kind engagiert haben, zu erzählen. Falls es irgendwie möglich ist, kann es eine sehr wertvolle Intervention sein, vorherige Stationen aufzusuchen, um dort Menschen zu treffen, die sich für das Kind engagiert haben. Dort können Wünsche mit auf den Weg gegeben werden, oder es kann erneut analysiert werden, warum es jetzt in dieser Einrichtung funktioniert. Nicht selten können dort Ressourcen aktiviert werden, die sonst wegen des schmerzhaften und plötzlichen Abschiedes verdrängt werden mussten. Es ist sehr auffallend, dass Kinder, die viele Stationen durchlaufen haben, oft wegen dissoziativer Phänomene nur sehr rudimentäre Erinnerungen an ihre einzelnen Stationen haben.

Außerdem können aus einer Biographiearbeit heraus adäquatere Erwartungen an Elternschaft und die Versorgungsbedürfnisse eines Kindes erarbeitet werden, was helfen kann, eine überdauernde Motivation für eine Fremdplatzierung und realistische Erwartungen an eine Rückführungsoption aufzubauen. Aus therapeutischer Perspektive stellt Biographiearbeit eine der wenigen Möglichkeiten dar, wie man mit Kindern vorsprachliche Traumatisierungen, Vernachlässigung, Beziehungsabbrüche sowie die damit einhergehenden unbefriedigten interpersonellen Grundbedürfnisse besprechbar machen und irrationale Gedanken und Emotionen (häufig Schuld und Schamgefühle) bearbeiten kann. Gerade die psychotherapeutische Reflektion von Abbrüchen und Fremdplatzierungen kann sehr wichtig sein, weil sich Kinder oft irrationalerweise für die Überforderung der Bezugspersonen und Misshandlungen selbst die Verantwortung geben. Auch hier geht es nicht um die absolute Wahrheit, sondern um eine für alle Beteiligten akzeptable Geschichte, die die Realität widerspiegelt.

An Heimeinrichtungen und Pflegefamilien stellt sich der Anspruch, durch ihre Konzeption eine kontinuierliche Biographiearbeit zu unterstützen. Dies kann geschehen, indem Tagebücher, Fotoalben und Poesiealben gepflegt werden und der Kontakt gehalten wird. Bei Verabschiedungen (s. LE 4.2 „Sichere Übergänge gestalten“) sollten Pakete mit solchen Inhalten übergeben werden. Auch Ehemaligentreffen tragen sehr dazu bei, dass die Zeit in der Einrichtung möglichst positiv im Gedächtnis verankert bleibt.

Schöne Praxisbeispiele für die Ausgestaltung einer Biographiearbeit mit Übungen und Vorschlägen für graphische Darstellungen findet man bei Ryan & Walker (2007) und Lattschar & Wiemann (2011). Die Biographiearbeit braucht einige Zeit und Planung, ist aber eine sehr gute Intervention. Wenn man eine Biographiearbeit beginnt, ist es auch

wichtig, sich ausreichende Ressourcen dafür einzuplanen, und sie mit einem Ausblick in die Zukunft zu beenden (es wäre problematisch, dort stehen zu bleiben, wo die Erinnerungen nachlassen). Oft bewährt es sich, dass dies eine Fachkraft aus der Einrichtung macht, die nicht direkt im Gruppendienst involviert ist und diese Termine regelmäßig ohne Störung durchführen kann. Auch eine Biographiearbeit in kleinen Gruppen kann sehr befruchtend sein.

Wichtige Methoden der Biographiearbeit sind:

1. Lebenslinien, Genogramme, Lebenshäuser, Grundrisszeichnungen
2. Landkarten mit bisherigen Lebensorten
3. Fotografien, Fotoalben („Wie sieht es im Heimatland meines Vaters aus, wo ist meine Geburtsstadt, wie war mein erster Schultag, mein erster Tag in der Institution usw.)
4. „Das bin ich“ - Profile (vgl. Ausführungen zur Diagnostik im Text zur LE 4.1)
5. Kreative Reflektion wichtiger Bezugspersonen (Speichen eines Rades, Kerzen, Lebensabschnitte mit Personen verbinden)
6. Kontakte mit vorherigen Stationen aufnehmen

## 8 Wenn ein Einbezug der Eltern möglich ist

Die zentrale Frage für die Ausgestaltung der Elternarbeit ist folglich die Frage, ob eine Interaktion mit den Eltern den sicheren Ort mit den Kindern gefährdet, und ob diese Kontakte mit den Eltern für die Kinder förderlich sind. Kontakte, die die Kinder belasten, sollten proaktiv verändert werden, das Kind sollte gelöst mit seinen Eltern umgehen können, und die Eltern sollten akzeptiert haben, dass sich die Häufigkeit und Intensität der Besuchskontakte primär an den Sicherheitsbedürfnissen des Kindes orientieren und die Absprache in ihrem Interesse getroffen und eingehalten werden sollten.

### 8.1 Einbezug in den Alltag

Wenn von Eltern keine Bedrohung mehr ausgeht, die Kinder und Jugendlichen den Kontakt zu den Eltern als angenehm erleben und auch offensichtlich entspannt mit den Eltern umgehen, kann es Sinn ergeben, die Eltern einzubinden.

Schon der Begriff der Elternarbeit suggeriert, dass es schwere Arbeit ist, die Eltern einzubeziehen, und nicht selten sind die Elternkontakte sowohl für die Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen in der Einrichtung als auch für die Eltern eher belastende Kontakte, in denen Probleme gewälzt werden. Die Eltern erleben es nicht selten so, dass sie einbestellt werden und mit ihren Defiziten und dem, was sie in der Erziehung ihrer Kinder falsch gemacht haben, konfrontiert werden. Aus traumapädagogischer Perspektive wäre es aber auch wichtig, dass die Fachkräfte, die Eltern und die Kinder miteinander Spaß haben können. Deshalb spricht es für die Qualität der Einrichtung, sehr regelmäßig angenehme Kontakte zu den Eltern zu haben. Dies bedeutet gemeinsame Zeit mit Fachkräften, Eltern und Kindern zu organisieren und zu begleiten. Ein Fußballspiel, ein Bastelabend, gemeinsame Feste, Grillabende, Geburtstagsfeiern und Elternabende können oft eine gute Basis und vertrauensbildende Maßnahmen für die weitere Zusammenarbeit sein. Besonders wertvoll sind Möglichkeiten der Erlebnispädagogik, in denen die Kinder mit ihren Eltern gemeinsam Hindernisse überwinden und etwas Spannendes erleben (z. B. in der Natur übernachten, auf Berge steigen, Flüsse hinunterfahren).

Durch solche Aktivitäten werden zentrale Wirkfaktoren realisiert. Zum Beispiel kann die emotionale Versorgung der Eltern, der Gruppeneffekt und die Auseinandersetzung mit ähnlichen Familienschicksalen (Universalität des Leidens) und das Modellernen von anderen Eltern sowie der Pädagoginnen und Pädagogen sehr anregend und motivierend wirken. Viele Eltern leben auch nach der Herausnahme oder Fremdplatzierung des Kindes sehr isoliert und erleben sich als stigmatisiert. Für sie kann der unverfängli-

che Kontakt zu anderen Menschen sehr wertvoll und emotional validierend sein. Es kann eine wichtige Erfahrung sein, zu erleben, dass sie nicht die einzige Familie sind, die mit solch gravierenden Problemen konfrontiert ist. Für viele Eltern ist es interessant, sich etwas von anderen Familien abzuschauen, und oft werden die Interaktionen der Fachkräfte mit den Kindern besonders genau beobachtet. Solche Verhaltenssequenzen können dann in Elterngesprächen nochmals aufgegriffen und vertieft werden.

## 8.2 Familientherapeutische Interventionen

Viele klassische Interventionen der systemischen Familientherapie und Beratung lassen sich auch in der Arbeit mit Familien mit Vernachlässigungs- und Misshandlungserfahrungen nutzen. Schließlich sind viele wegweisende Konzepte der Familientherapie durch die Arbeit mit hochbelasteten Familien entstanden (Minuchin, 1967, 1997). Die relative Ähnlichkeiten vieler Familiengeschichten von „Heimkindern und Heimjugendlichen“ macht es auch interessant, diese Themen in Familienseminaren, Multifamilientherapie oder ähnlichen Angeboten zu reflektieren, um Gruppeneffekte zu nutzen (Schindler, 1999).

Zum Beispiel ist es sinnvoll, Methoden der **Perspektivenübernahme und der Kommunikation** in der Familie zu fördern, die Generationen- und Außengrenzen wieder zu installieren und zu wahren sowie hier die Bedürfnisse der einzelnen Familienmitglieder und der Familie als Ganzes herauszuarbeiten (Minuchin, 1967, 1997; Bandler, Ginder & Satir, 2002). Um einem Schwarz-Weiß-Denken und Ausstoßungstendenzen vorzubeugen, können Skalierungsfragen sinnvoll sein (Schmid & Libal, 2010). Bei zentralen traumatischen Erfahrungen, die eine Familie betreffen, kann es sinnvoll sein, das Erleben vor und nach dem Trauma von einer Familie darstellen zu lassen. Dies kann über Erzählung, durch Bilder, Zeichnungen oder Skulpturen realisiert werden.

Wegen der nicht selten eingeschränkten Mentalisierungsfähigkeit ist es wichtig, einige systemische Fragetechniken etwas zu verlangsamen und besser zu erklären (Schmid & Libal, 2010). Familiengespräche können sowohl für die Eltern als auch die Jugendlichen wichtige Erfahrungen sein, da sie dort lernen, dass sie Einfluss auf die Wahrnehmung und das Verhalten ihrer Eltern/ihres Kindes nehmen können, während sie sich in der alltäglichen Kommunikation oft selbstunwirksam fühlen und die bestehenden familiären Kommunikationsmuster nicht selten in Eskalationsspiralen münden.

### 8.3 Grenzen des Elterntrainings - Videobasierte Interventionen

Misshandelnde und vernachlässigende Eltern verfügen oft über nur sehr eingeschränkte Erziehungskompetenzen, da sie selbst selten förderliche Erziehungspraktiken erlebt haben. In der Regel müssen ihnen daher sehr viele Fertigkeiten, sich positiv mit ihrem Kind auseinanderzusetzen, sehr verhaltensnah beigebracht werden. Dies legt den Einsatz von Elterntrainings nahe, diese müssen allerdings für diese hoch belasteten Eltern angepasst werden.

Elterntrainings haben einen erheblichen Effekt auf die Depressivität, Lebensqualität und Selbstwirksamkeit der Eltern (Heinrichs et al., 2008) und gelten als eine der effektivsten Interventionen in der Kinderpsychotherapie (Esser & Ballaschk, 2005). Bei traumatisierten und psychisch schwer belasteten Eltern sollten die Interventionen eines Elterntrainings aber der individuellen Situation dieser Familien angepasst werden, da sich Multiproblemfamilien in unspezifischen Elterntrainings oft unverstanden fühlen und überfordert werden (Lundahl et al., 2006). Hierbei ist im Wesentlichen zu beachten, dass bei traumatisierten Eltern einerseits Erziehungs- und Interaktionskompetenzen gestärkt werden müssen, sie aber andererseits parallel auch ihre Fähigkeiten zur Emotions- und Selbstregulation aufbauen müssen. Das Problem ist, dass traumatisierte Eltern, wenn sie selbst unter Stress kommen, nicht mehr beruhigend auf das dysregulierte Kind einwirken können, und die beiden sich gegenseitig in die Eskalation treiben können. Diese Eltern brauchen eine sehr konkrete Unterstützung, wie sie sich selbst regulieren können, und sollten entsprechende Fertigkeiten der Emotions-, Stress und Ärgerkontrolle etc. erlernen (Kelly, 2013; Fruzzetti et al., 2005; Schmid & Libal, 2010), um dann sehr gezielt verhaltensnah Erziehungskompetenzen aufbauen zu können. Je belasteter und weniger erziehungskompetent die Eltern sind, desto verhaltensnaher und übender sollten die Interventionen sein. Es empfiehlt sich, mit diesen Eltern auch einfache Interventionen immer wieder durchzugehen und in Rollenspielen zu üben. Bei jüngeren Kindern sind dies gemeinsames Spielen, Spaß dabei haben, es zu versorgen (füttern, zu Bett bringen, beruhigen). Im weiteren Verlauf sollten dann auch Methoden vermittelt werden, das Kind zu begrenzen und mit ihm zu verhandeln. Bei Jugendlichen sollte insbesondere auf Gesprächsführung und Verhandlungen Wert gelegt werden. Hierfür lassen sich Methoden aus etablierten Elterntrainings für diese Zielgruppe adaptieren (Prinz et al., 2009; Heinrichs et al., 2008; Schmid & Puk, 2005).

Gerade bei hoch belasteten und komplex traumatisierten Eltern scheinen sich deshalb auch videobasierte Interventionen anzubieten, da man dort sehr detailliert positives Elternverhalten herausarbeiten und emotionale Reaktionen des Kindes sehen kann. So lassen sich die Eltern gegebenenfalls an eine bessere Validierung der emotionalen Reaktion des Kindes heranführen und in ihrer elterlichen Feinfühligkeit fördern (Ziegenhain et al., 2004; Downing, 2003). Durch das gemeinsame ressourcenorientierte

Betrachten von positiven Interaktionen können positive Aspekte des Erziehungsverhaltens erkannt und ausgebaut sowie problematische Dinge verändert werden. Im sozialpädagogischen Bereich erfreut sich insbesondere das Video-Home-Training großer Beliebtheit und wird auch als ambulante Jugendhilfemaßnahme finanziert (Göltsche, 2009, Schepers & König, 2000).

Einen Schritt weiter in den therapeutischen Bereich geht die Parent Child Interaction Therapy (PCIT) (Manual, Neil & Heimbree-Kigin, 2010; Briegel et al., 2015). Die PCIT ist eine Methode, bei der ein gezieltes Spieltraining gemeinsam mit dem Kind und einem Elternteil durchgeführt wird, das von einer Therapeutin/einem Therapeuten engmaschig angeleitet wird. Die Besonderheit ist, dass die Therapeutin/der Therapeut die Situation über Video beobachtet und den Eltern mit einem Knopf im Ohr über ein Mikrofon Hinweise gibt, wie sie sich in Echtzeit in der Interaktion mit dem Kind verhalten sollen. Dieses Verfahren ist auch bei vernachlässigenden und misshandelnden Familien sehr wirksam, benötigt aber eine höhere Intensität und weitere flankierende Kinderschutzmaßnahmen (Chaffin et al., 2004).

## 9 Fazit

Dieser Beitrag sollte aufzeigen, dass misshandelnde und vernachlässigende Eltern oft selbst eine Vorgeschichte mit eigenen Traumatisierungen haben und deswegen in ihren Selbstregulations- und Erziehungsfertigkeiten sehr beeinträchtigt sind. Fremdplatzierte Kinder befinden sich, wenn die guten Gründe für die Fremdplatzierung nicht erklärt und die biologischen Eltern nicht wertgeschätzt werden, in einem Loyalitätskonflikt, der es ihnen kaum ermöglicht, von den pädagogischen Angeboten zu profitieren. Deshalb ist eine Heimerziehung ohne Einbezug des Herkunftssystems wenig erfolgversprechend. Da sich Eltern sowieso ihre Aufmerksamkeit holen, ist es sinnvoll, dies von Seiten der Institution proaktiv zu gestalten. Mit dem Konzept des sicheren Ortes wird deutlich, dass sich Elternarbeit und die Umgangsregelung immer an dem Gefühl der Geborgenheit der Kinder orientieren müssen. Dies kann Eltern vermittelt werden. Selbst traumatisierte Eltern profitieren oft sehr von psychoedukativen Elementen und dem konkreten verhaltensnahen Aufbau von positivem Elternverhalten. Über eine Biographiearbeit lassen sich ebenfalls Narrative über die Notwendigkeit dieser Hilfe entwickeln. Außerdem ist es möglich, im Rahmen einer solchen Biographiearbeit auch abwesende, biologische Eltern wertzuschätzen und dadurch die Identität der Klientinnen und Klienten zu fördern sowie verborgene Ressourcen zu entdecken und für die Hilfeplanung zu nutzen.

Gerade im Bereich der standardisierten Elterninterventionen als Ergänzung zu stationären und teilstationären Jugendhilfemaßnahmen gibt es noch sehr wenige ausgereifte oder gar wissenschaftlich evaluierte Konzepte im pädagogischen Bereich. Es wäre daher sehr wichtig, dass sich diese Bereiche konzeptionell weiterentwickeln und häufiger auch vergleichende Forschung im Bereich der Elternarbeit im Rahmen der (teil-)stationären Jugendhilfe realisiert wird. Zudem sollten die Elterninterventionen auch einheitlicher von den zuweisenden Behörden gefordert und gefördert werden sowie adäquat – d.h. dem Aufwand und der Qualifikation der Mitarbeitenden entsprechend - gegenfinanziert werden.

## 10 Literatur

- Bandler, R., Grinder, J., & Satir, V. (2002). *Mit Familien reden. Gesprächsmuster und therapeutische Veränderung* (6 ed.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bensley, L., Van Eenwyk, J., & Simmons, K. W. (2003). Childhood family violence history and women's risk for intimate partner violence and poor health. *American Journal of Preventive Medicine*, 25(1), 38-44.
- Baur, D., Finkel, M., Hamberger, M., & Kühn, A. D. (1998). *Leistungen und Grenzen der Heimerziehung. Ergebnisse einer Evaluationsstudie stationärer und teilstationärer Erziehungshilfen* (Vol. 170). Stuttgart: Kohlhammer.
- Blandow, J. (1989). Heimerziehung und Jugendwohngemeinschaften. In J. Faltermaier & J. Blandow (Eds.), *Erziehungshilfen in der Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt a.M.
- Bensley, L., Van Eenwyk, J., & Simmons, K. W. (2003). Childhood family violence history and women's risk for intimate partner violence and poor health. *American Journal of Preventive Medicine*, 25(1), 38-44.
- Briegel, W., Walter, T., Schimek, M., Knapp, D., & Bussing, R. (2015). Parent-Child Interaction Therapy im In-room-Coaching. *Kindheit und Entwicklung*, 24(1), 47-54.
- Chaffin, M., & Friedrich, B. (2004). Evidence-based treatments in child abuse and neglect. *Children and Youth Services Review*, 26(11), 1097-1113.
- Chaffin, M., Silovsky, J. F., Funderburk, B., Valle, L. A., Brestan, E. V., Balachova, T., . . . Bonner, B. L. (2004). Parent-child interaction therapy with physically abusive parents: efficacy for reducing future abuse reports. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 72(3), 500-510.
- Conen, M. L. (2007). Schwer zu erreichende Eltern - ein systemischer Ansatz der Elternarbeit in der Heimerziehung. In H. G. Homfeldt & J. Schulze-Krüdener (Eds.), *Elternarbeit in der Heimerziehung* (pp. 61-77). Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- Costello, E. J., Keeler, G. P., & Angold, A. (2001). Poverty, race/ethnicity, and psychiatric disorder: a study of rural children. *American Journal of Public Health*, 91(9), 1494-1498.

- De Jong, P., & Kim Berg, I. (2002). *Lösungen (er)finden* (4 ed.). Dortmund: Verlag Modernes Lernen - das Werkstattbuch der lösungsorientierten Kurztherapie.
- Downing, G. (2003). Video Microanalyse Therapie: Einige Grundlagen und Prinzipien. In H. Scheuerer-Englisch, G. J. Suess, & W. K. Pfeifer (Eds.), *Wege zur Sicherheit: Bindungswissen in Diagnostik und Intervention* (pp. 25-50). Giessen: Psychosozialer Verlag.
- Ertem, I. O., Leventhal, J. M., & Dobbs, S. (2000). Intergenerational continuity of child physical abuse: how good is the evidence? *Lancet*, *356*(9232), 814-819.
- Esser, G., & Ballaschk, K. (2005). Verhaltenstherapie mit Kindern und Jugendlichen - Forschungsstand und Perspektiven. *Verhaltenstherapie und Verhaltensmedizin*, *26*(Sonderheft 1), 19-39.
- Euser, S., Alink, L. R., Pannebakker, F., Vogels, T., Bakermans-Kranenburg, M. J., & Van Ijzendoorn, M. H. (2013). The prevalence of child maltreatment in the Netherlands across a 5-year period. *Child Abuse & Neglect*, *37*(10), 841-851.
- Eyberg, S. M., Chase, R. M., Fernandez, M. A., & Nelson, M. M. (2014). *Dyadic Parent-Child Interaction Coding System (DPICS) - Clinical Manual* (4 ed.). Gainesville: PCIT International.
- Figley, C. R. (1989). *Helping traumatized families. The Jossey-Bass social and behavioral science series. 1989*. San Francisco, CA: Jossey-Bass; US.
- Fruzzetti, A. E., Shenk, C., & Hoffman, P. D. (2005). Family interaction and the development of borderline personality disorder: A transactional model. *Development and Psychopathology*, *17*(4), 1007-1030.
- Gassmann, Y. (2009). *Pflegeeltern und ihre Pflegekinder. Empirische Analysen von Entwicklungsverläufen und Ressourcen im Beziehungsgeflecht*. Münster: Waxmann.
- Goltsche, I. (2009). *Anwendungsbereiche des Video-Home-Training VHT: geglücktes im Blick*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Günder, R. (2007). Praxis und Methoden der Eltern- und Familienarbeit. In H. G. Homfeldt & J. Schulze-Krüdener (Eds.), *Elternarbeit in der Heimerziehung* (pp. 78-98). Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- Hefti, S., Kölch, M., Di Gallo, A., Stierli, R., Roth, B., & Schmid, M. (in press). Welche Faktoren beeinflussen, ob psychisch belastete Kinder mit einem psychisch kranken Elternteil Hilfe erhalten? . *Kindheit und Entwicklung*.

- Heinrichs, N., Bodenmann, G., & Hahlweg, K. (2008). *Prävention bei Paaren und Familien*. Göttingen: Hogrefe.
- Imber-Black, E. (1999). *Die Macht des Schweigens. Geheimnisse in der Familie*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Kaess, M., Parzer, P., Mattern, M., Plener, P. L., Bifulco, A., Resch, F., & Brunner, R. (2013). Adverse childhood experiences and their impact on frequency, severity, and the individual function of nonsuicidal self-injury in youth. *Psychiatry Research, 206*(2-3), 265-272.
- Kelly, J. A. (2013). *Treating Child-Abusive Families: Intervention Based on Skills-Training Principles*. US: Springer Science & Business Media.
- Kölch, M., & Schmid, M. (2008). Elterliche Belastung und Einstellungen zur Jugendhilfe bei psychisch kranken Eltern: Auswirkungen auf die Inanspruchnahme von Hilfen. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 57*(10), 774-788.
- Korittko, A., & Pleyer, K. H. (2010). *Traumatischer Stress in der Familie. Systemtherapeutische Lösungswege*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lambers, H. (1996). *Heimerziehung als kritisches Lebensereignis*. Münster: Votum.
- Lattschar, B., & Wiemann, I. (2011). *Mädchen und Jungen entdecken ihre Geschichte* (3 ed.). Weinheim: Juventa.
- Lempa, W. (2000). Familientherapie mit Traumpatienten. In F. Lamprecht (Ed.), *Praxis der Traumatherapie* (pp. 145-163). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lundahl, B., Risser, H. J., & Lovejoy, M. C. (2006). A meta-analysis of parent training: Moderators and follow-up effects. *Clinical Psychology Review, 26*(1), 86-104.
- Macsenaere, M., & Knab, E. (2004). *Evaluationsstudie erzieherischer Hilfen (EVAS). Eine Einführung*. Freiburg: Lambertus.
- Macsenaere, M., & Esser, K. (2012). *Was wirkt in der Erziehungshilfe? Wirkfaktoren in Heimerziehung und anderen Hilfearten*. München: Reinhardt.
- Maercker, A., Schützwohl, M., & Zahava, S. (2008). *Post-Traumatic Stress Disorder: A Lifespan Developmental Perspective*. Göttingen: Hogrefe.
- McNeil, C. B., & Hembree-Kigin, T. L. (2010). *Parent-Child Interaction Therapy*. NY: Springer

- Minuchin, S. (1967). *Families of the slums*. New York: Basic Books.
- Minuchin, S. (1997). *Familie und Familientherapie. Theorie und Praxis der strukturellen Familientherapie* (10 ed.). Freiburg: Lambertus.
- Müller, U., Schröttle, M., Glammeier, S., & Oppenheimer, C. (2004). *Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland*. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), Berlin.
- Ouyang, L., Fang, X., Mercy, J., Perou, R., & Grosse, S. D. (2008). Attention-deficit/hyperactivity disorder symptoms and child maltreatment: a population-based study. *The Journal of Pediatrics*, *153*(6), 851-856.
- Pears, K. C., & Capaldi, D. M. (2001). Intergenerational transmission of abuse: a two-generational prospective study of an at-risk sample. *Child Abuse & Neglect*, *25*(11), 1439-1461.
- Pillhofer, M., Ziegenhain, U., Nandi, C., Fegert, J. M., & Goldbeck, L. (2011). Prävalenz von Kindesmisshandlung und -vernachlässigung in Deutschland. Annäherung an ein Dunkelfeld. *Kindheit und Entwicklung*, *20*(2), 64-71.
- Prinz, R. J., Sanders, M. R., Shapiro, C. J., Whitaker, D. J., & Lutzker, J. R. (2009). Population-Based Prevention of Child Maltreatment: The U.S. Triple P System Population Trial. *Prevention Science*, *10*(1), 1-12.
- Pryor, J. (2014). *Stepfamilies: A global perspective on research, policy, and practice*. New York, NY: Routledge/Taylor & Francis Group; US.
- Rhiner, B., Schmid, M., & Fürstenau, U. (2012). MST CAN – Multisystemische Therapie Child Abuse and Neglect. Ein evidenzbasiertes Therapieverfahren im Bereich Kinderschutz. *Zeitschrift Kindesmisshandlung und Vernachlässigung*, *15*(2), 112-125.
- Roth, T. L. (2015). Brain epigenetic and telomere alterations associated with early-life adversity. *Neurotoxicology and Teratology*, *49*, 144.
- Ryan, T., & Walker, R. (2007). *Wo gehöre ich hin? Biografiearbeit mit Kindern und Jugendlichen* (4 ed.). Weinheim: Beltz.
- Salveron, M., Bromfield, L., Kirika, C., Simmons, J., Murphy, T., & Turnell, A. (2015). 'Changing the way we do child protection': The implementation of Signs of Safety® within the Western Australia Department for Child Protection and Family Support. *Children and Youth Services Review*, *48*, 126-139.

- Schechter, D. S., & Davis, B. E. (2007). Parenting in times of crisis. *Pediatric Annals*, 36(4), 216-218, 220-222.
- Schechter, D. S., Myers, M. M., Brunelli, S. A., Coates, S. W., Zeanah, C. H., Davies, M., . . . Liebowitz, M. R. (2006). Traumatized mothers can change their minds about their toddlers: Understanding how a novel use of videofeedback supports positive change of maternal attributions. *Infant Mental Health Journal*, 27(5), 429-447.
- Scheper, G., & König, C. (2000). *Video-Home-Training. Eine neue Methode in der Familienhilfe*. Weinheim: Edition Sozial, Beltz.
- Schindler, H. (1999). *Un-heimliches Heim* (2 ed.). Dortmund: Verlag Modernes Leben.
- Schmid, M., Dölitzsch, C., Pérez, T., Jenkel, N., Schmeck, K., Kölch, M., & Fegert, J. M. (2014). Welche Faktoren beeinflussen Abbrüche in der Heimerziehung – welche Bedeutung haben limitierte prosoziale Fertigkeiten? *Kindheit und Entwicklung*, 23(3), 161-173.
- Schmid, M., & Libal, G. (2010). Zur familientherapeutischen Arbeit mit Jugendlichen, die unter Borderlinepersönlichkeitsstörung leiden. *Kontext - Zeitschrift für Familientherapie und systemische Therapie*, 41(1), 12-43.
- Schmid, M., Goldbeck, L., Nuetzel, J., & Fegert, J. M. (2008). Prevalence of mental disorders among adolescents in German youth welfare institutions. *Child and Adolescent Psychiatry and Mental Health*, 2(1), 2.
- Schmid, M., & MAZ.-Team. (2008). Modellversuch Abklärung und Zielerreichung in stationären Massnahmen. Zwischenbericht für den Förderzeitraum 10/2007 bis 10/2008. Basel: Kinder- und Jugendpsychiatrische Klinik.
- Schmid, M., & Puk, C. (2005). Ressourcenorientiertes Gruppentraining für Eltern von Kindern mit hyperkinetischen und oppositionellen Verhaltensauffälligkeiten. *Kontext - Zeitschrift für Familientherapie und systemische Therapie*, 36, 56-77.
- Schmid, M., Schielke, A., Becker, T., Fegert, J. M., & Kölch, M. (2008). Versorgungssituation von Kindern während einer stationären psychiatrischen Behandlung ihrer Eltern. *Nervenheilkunde*, 27(6), 533-539.
- Schmid, M. (2007). *Psychische Gesundheit von Heimkindern. Eine Studie zur Prävalenz psychischer Störungen in der stationären Jugendhilfe*. Weinheim: Juventa.
- Schone, R., & Wagenblass, S. (2006). *Wenn Eltern psychisch krank sind*. Weinheim: Juventa.

- Schweitzer J. (2001). Der Multisystem Ansatz bei dissozialen, delinquenten, gewaltbereiten Jugendlichen In: Rotthaus W. Hrsg. 2001 Systemische Kinder- und Jugendlichen Psychotherapie. Heidelberg. Carl Auer
- Stadelmann, S., Perren, S., Kölch, M., Groeben, M., & Schmid, M. (2010). Psychisch kranke und unbelastete Eltern. Elterliche Stressbelastung und psychische Symptomatik der Kinder. *Kindheit und Entwicklung*, 19(2), 72-81.
- Steil, R., & Rosner, R. (2009). *Posttraumatische Belastungsstörung*. Göttingen: Hogrefe.
- Stierlin, H. (1980). *Eltern und Kinder. Das Drama von Trennung und Versöhnung im Jugendalter*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Swenson, C. C., & Schaeffer, C. M. (2012). Multisystemic therapy for child abuse and neglect *Programs and interventions for maltreated children and families at risk* (pp. 31-41). Hoboken: John Wiley & Sons.
- Swenson, C. C., Schaeffer, C. M., Henggeler, S. W., Faldowski, R., & Mayhew, A. M. (2010). Multisystemic therapy for child abuse and neglect: A randomized effectiveness trial. *Journal of Family Psychology*, 24(4), 497-507.
- Behaviors in an Adolescent Inpatient Sample. *Child Psychiatry and Human Development*.
- Thornberry, T. P., Knight, K. E., & Lovegrove, P. J. (2012). Does Maltreatment Beget Maltreatment? A Systematic Review of the Intergenerational Literature. *Trauma, Violence & Abuse*, 13(3), 135-152.
- Trocme, N. (1996). Development and preliminary evaluation of the Ontario Child Neglect Index. *Child Maltreatment*, 1(2), 145-155.
- Tunnel, A., & Edwards, S. (1999). *Signs of Safety: A Solution and Safety Orientated Approach to Child Protection Casework*. New York: W. W. Norton & Company.
- Weaver, C. M., Borkowski, J. G., & Whitman, T. L. (2008). Violence Breeds Violence: Childhood Exposure and Adolescent Conduct Problems. *Journal of Community Psychology*, 36(1), 96-112.
- Widom, C. S., & Wilson, H. W. (2015). Intergenerational Transmission of Violence. In J. Lindert & I. Levav (Eds.), *Violence and Mental Health* (pp. 27-45): Springer Netherlands.

- Widom, C. S., Czaja, S., & Dutton, M. A. (2014). Child abuse and neglect and intimate partner violence victimization and perpetration: A prospective investigation. *Child Abuse & Neglect, 38*(4), 650-663.
- Widom, C. S., Czaja, S., Wilson, H. W., Allwood, M., & Chauhan, P. (2013). Do the long-term consequences of neglect differ for children of different races and ethnic backgrounds? *Child Maltreatment, 18*(1), 42-55.
- Wiesner, R. (2015). *SGB VIII. Kinder- und Jugendhilfe. Kommentar* (5 ed.). München: Beck.
- Zand, D. H., Pierce, K. J., Nibras, S., & Maxim, R. (2014). Parental Risk for the Maltreatment of Developmentally Delayed/Disabled Children. *Clinical Pediatrics*.
- Ziegenhain, U., Fries, M., Bütow, B., & Derksen, B. (2004). *Entwicklungspsychologische Beratung für junge Eltern. Grundlagen und Handlungskonzepte für die Jugendhilfe*. Weinheim: Juventa.